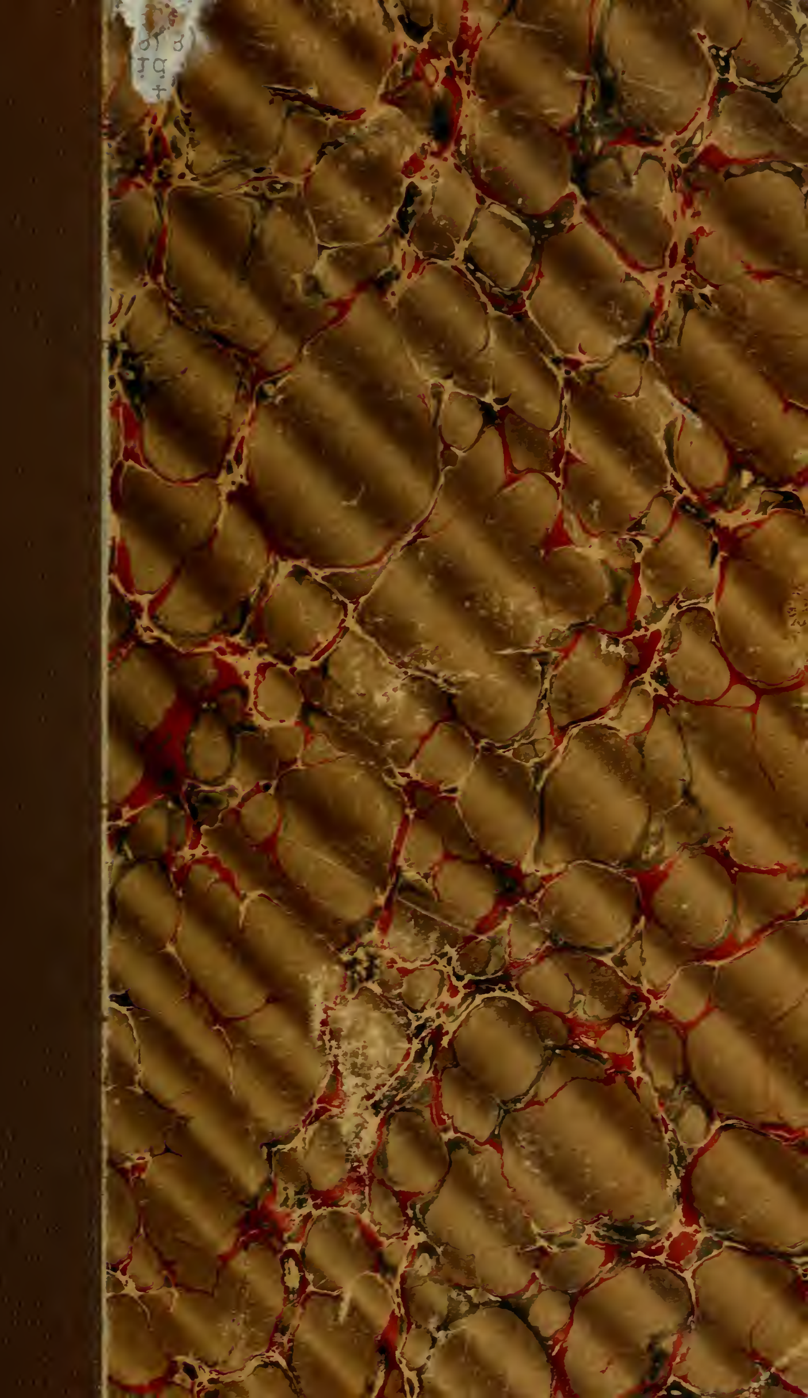
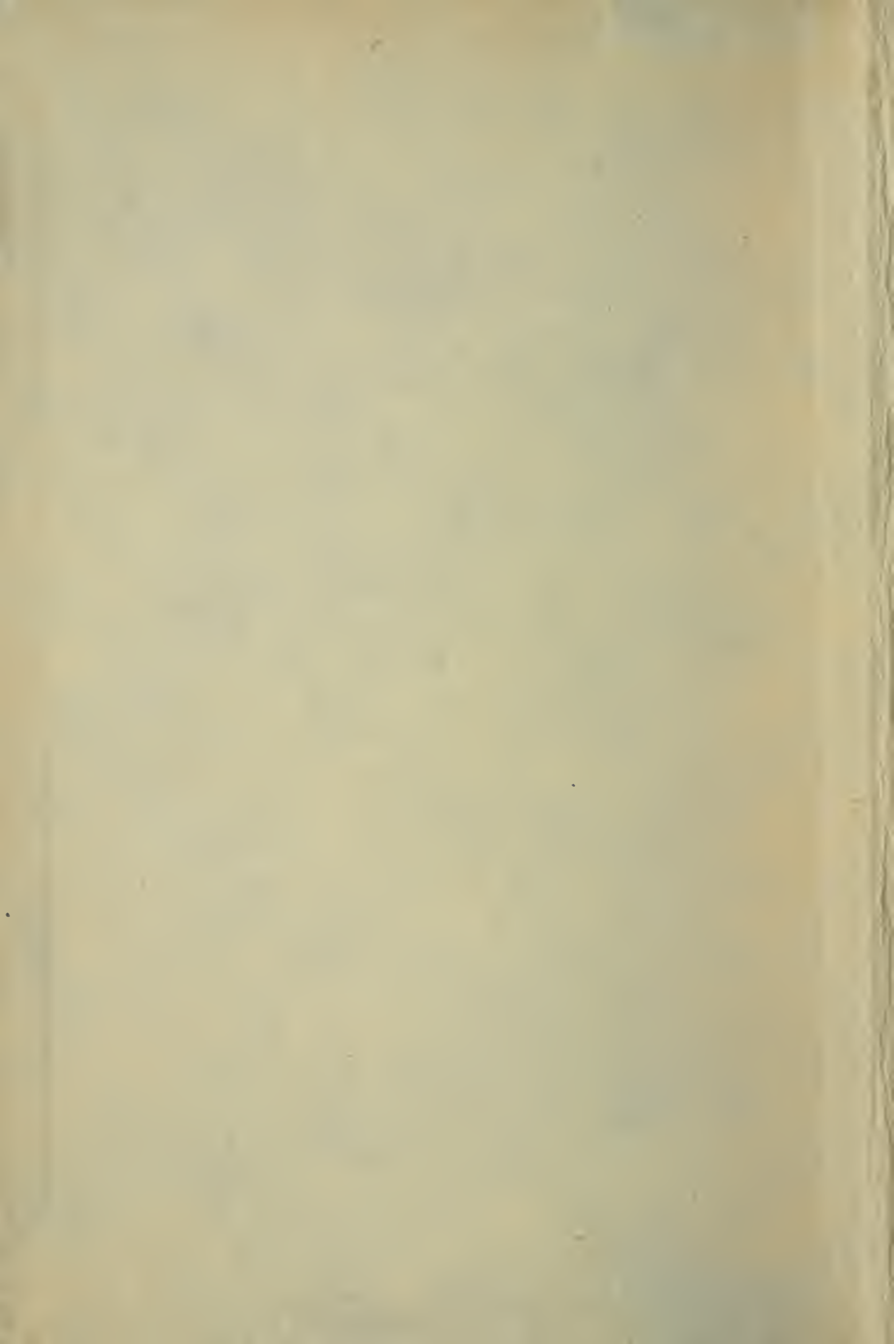
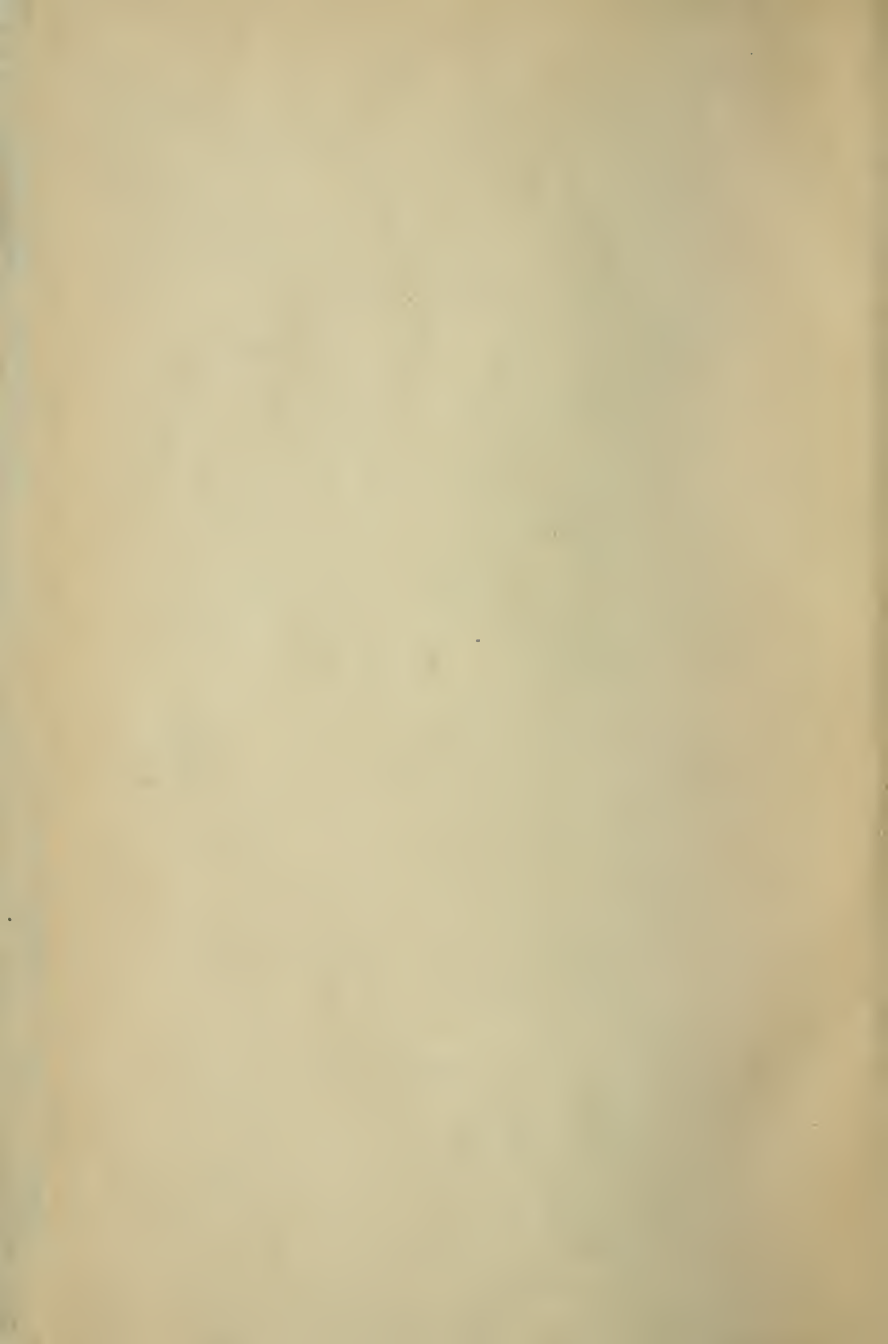








Fürst Bismarcks
Gedanken und Erinnerungen.

Versuch einer kritischen Würdigung.



Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen.



Versuch einer kritischen Würdigung.

Von

Erich Marcks.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1899.

Vorwort.

Ich habe im Aprilheft und im Maiheft der „Deutschen Rundschau“ zwei längere Abhandlungen über „Bismarck und die Bismarck-Literatur des letzten Jahres“ [1]) veröffentlicht, deren Hauptinhalt eine Besprechung der „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten bildete. Daß eine solche Besprechung heute weder im Einzelnen noch im Allgemeinen abschließend sein kann, habe ich natürlich sehr wohl gewußt: aber nicht minder deutlich war und ist es mir, daß wir trotzdem bereits heute versuchen müssen, alle die Probleme anzurühren, die uns das Buch des großen Todten stellt. Es ist da und zwingt unser Empfinden wie unser Denken in seine Kreise hinein: wir müssen uns mit ihm auseinandersetzen. Die Zukunft wird es immer von Neuem thun; sie wird genauere Controle üben können;

---

[1]) 25. Jahrgang, 7 und 8, Seite 37—65, 242—279, vgl. 316 f.

sie wird auch an der ganzen Erscheinung des Gewaltigen, dessen „heroisches“ Bild seine Denkwürdigkeiten sind, das entscheidend Charakteristische weit leichter und schärfer hervorheben können, als wir, die wir ihm nahe sind und denen sein Wesen wohl in manchem Sinne vertrauter, aber eben darum auch so viel selbstverständlicher ist, als es der Nachwelt sein wird. Seine politische Weltansicht und Moral, seine historische Bedingtheit und seine Eigenart wird sich für diese immer klarer auslösen, und jede neue Generation wird sich die Probleme neu zurechtlegen, je nach ihrem eigenen Lebensinhalt, und sie immer von Neuem vertiefen und erweitern. Das erspart uns die Pflicht nicht, dem Manne und seinem Werke und auch diesem seinem Buche gegenüber, auch unser Bestes bereits zu thun, uns selber die Wege durch seine Welt und seine Schilderung zu suchen. Solch ein Pfadfinder oder Wegweiser hat meine Schrift sein wollen. Nichts lag ihr ferner als die Sucht, Fehler um ihrer selbst willen aufzuspüren oder aus Fehlern, die sich dem kritischen Blicke aufdrängen, Verkleinerung oder Anklage herleiten zu wollen: sie wollte pietätvolle Liebe mit ehrlicher Prüfung vereinen und schon jetzt, so gut wir das jetzt vermöchten oder ich es vermöchte, das Charakteristische herausarbeiten und der Gerechtigkeit nachstreben, die das Große an Bismarcks Erinnerungswerke lebendig ergreift, ohne die beinah unvermeidlichen Einseitigkeiten und Irrthümer jeder autobiographischen Schilderung oder vollends die

schroffen, aber nothwendigen Härten dieses Titanen zu leugnen und seine grimmigen Urtheile über seine Gegner parteiisch zu wiederholen Es sollten einige Anfangsschritte auf einer Bahn kritisch-aufrichtiger Forschung sein, auf der man heute und später so manchen weiteren Schritt wird unternehmen müssen und auch so manchen Fehltritt nicht vermeiden wird: im Ganzen, so vertrauen wir, muß sie unsere Erkenntniß aber doch vorwärtsbringen.

Meine Aufsätze haben mir allerlei freundliche persönliche Auseinandersetzungen eingetragen, mit sachkundigen Lesern und mitarbeitenden Fachgenossen, denen ich hier für Zustimmung, Rath und Zweifel herzlichen Dank sagen darf; vor Allem nenne ich die Briefe meiner Collegen Max Lenz, Friedrich Meinecke und Theodor Schiemann und des Herrn Obersten von Lettow-Vorbeck, sowie eine gütige Auskunft der Frau Luise von Eisenhart-Kobell. Ich habe an den einzelnen Stellen auf sie und andere hingewiesen.

Noch weitere Hülfe habe ich genossen, indem ich, frühen Anregungen gerne nachgebend, mich an die Neuherausgabe meiner Aufsätze in Buchform machte. Seitdem ich, im März und April, meinen ersten Text abschloß, ist auf diesem Gebiete eine Reihe werthvoller Untersuchungen erschienen. Max Lenz hat in der „Deutschen Rundschau" (Juni und Juli) die auf den Krimkrieg und den 1866er Krieg bezüglichen Abschnitte der „Gedanken und Erinnerungen" einer tiefgreifenden Einzelprüfung von

allgemeiner Tragweite unterzogen. Otto Kämmel hat, in den „Grenzboten", neben allgemeineren Aufsätzen[1]) eine fruchtbare Kritik des Emser Capitels veröffentlicht, General von Blume eine besondere Schrift über die Beschießung von Paris. Hans Delbrück hat in den „Preußischen Jahrbüchern", im Juniheft, über die neuere „Bismarck-Historiographie" (Busch, Bamberger, Blume u. A.) gehandelt: ich kann mich mit ihm in der wissenschaftlichen Kritik sehr wohl verständigen, muß aber doch aussprechen, daß die politische und die persönliche Gesinnung des Angriffes auf Bismarck, zu dem sein Artikel geworden ist, mir ganz fremd ist, und daß ich ihm, im Allgemeinen und im Einzelnen, vielfach zu widersprechen finde[2]).

---

[1]) Ueber die „Gedanken und Erinnerungen", über Abeken, früher über das Bündniß von 1879; von älteren Besprechungen citire ich hier nachträglich noch besonders die von Schiemann, im „Türmer", Januar 1899.

[2]) Herrn von Diest-Dabers wunderliche Schrift „Berichtigung von Unwahrheiten etc. in den Erinnerungen des Fürsten Bismarck und Deutsches Rechtsbewußtsein" (Zürich, Cäsar Schmidt, 248 S.!) kann ich natürlich mit Delbrücks Aufsatz nicht in einem Athem nennen. Auf die persönlichen Beschwerden und Anklagen des alten Bismarckfeindes, der sich, wie es scheint, mit einigem Stolze als hinterpommerschen Don Quixote hat bezeichnen hören, habe ich keinen Anlaß einzugehen, zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" gibt er herzlich wenig aus. Auch von Majunke rede ich hier nicht von Neuem. Ebensowenig — aber aus anderem Grunde — von den zahlreichen, z. Th. werthvollen Bismarckschriften anderer Art, die dieses Jahr hervorgebracht hat, wie Wunder-

Meine ältere Untersuchung ist durch diese Einzelschriften erfreulich ergänzt und erweitert, aber, wie mir scheint, nicht überflüssig gemacht worden. Sie liegt diesem Bändchen durchaus zu Grunde. Ich habe seinen Titel nach dem Hauptinhalte, der Würdigung der „Gedanken und Erinnerungen", umgestaltet; die Abschnitte über Busch und Abeken bildeten ohnehin nur eine Art Einleitung und sind als solche stehen geblieben. Der Charakter des Ganzen blieb unberührt: es handelt sich um Aufsätze, wie sie die Gelegenheit, d. h. das Erscheinen des Bismarckwerkes, hervortrieb, und nicht um ein eigentliches Buch; die zeitliche Stellung dieser Aufsätze mochte ich auch in der Neubearbeitung nicht verwischen. Die Ergebnisse der allerneuesten Forschungen habe ich freilich überall verwerthet, aber in der Form von Nachträgen, meistens in Anmerkungen, nur hier und da auch im Texte, stets so, daß man sie leicht herauserkennt. Und im Einzelnen habe ich, von mir selber aus, modifizirt und verbessert, was ich zu verbessern wußte.

Zu seinem Theile möchte der kleine Band, der so entstanden ist, fernerhin zur rechten und richtigen Erfassung von Fürst Bismarcks großer Abschiedsgabe mithelfen, im Sinne geschichtlichen und

---

lichs „Kunst der Rede" und dem hübschen Stuttgarter Bändchen über „Bismarck in der Karikatur" oder den neuerlich noch wieder erschienenen allgemeinen Gedächtniß-Aufsätzen und -Reden, bis an die prächtige Freiburger Rede Alfred Doves heran: hier habe ich sie alle nicht zu verwenden.

persönlichen Verständnisses, in einem Geiste der Treue, aber auch der Selbständigkeit, der Verantwortung, der Wirklichkeit, der, wenigstens seinem Streben nach, dem hohen Erzieher unserer Nation gewiß verwandter und seiner würdiger ist, als es eine unbedingte und deshalb im Innersten unlebendige Gläubigkeit sein könnte.

Leipzig, Anfang August 1899.

Erich Marcks.

Inhalt.



In den langen Monaten, die nun seit Fürst Bismarcks Sterbetag vergangen sind, hat der Todte ganz so gegenwärtig inmitten unserer Gedanken gestanden wie nur jemals in den Jahren vorher der Lebende. In allen Aufgaben, die der Tag politisch stellte, hat man sich, ob nun lernend oder streitend, immer an ihn gewandt und wird es immer thun; und um seine Persönlichkeit und seine Geschichte schlingt sich eine unablässig wachsende Literatur. Freilich seit den ersten Stunden des frischen Schmerzes haben sich für den, der Bismarcks gedenkt, die Empfindungen bereits nicht unerheblich verschoben. Die Zeit der Nachrufe ist heute vorbei; die Zeit der historischen Darstellungen aber ist schwerlich schon da. Noch strömt uns neuer Stoff für Wissen und Urtheil in Mengen zu, und wir dürfen erwarten, daß solche Quellen sich immer reicher und immer zahlreicher auf allen Seiten öffnen werden. Jede neue Mittheilung aber vermehrt auch die kritischen Ueberlegungen, die Fragen,

die Zweifel; heute dringen sie beinahe überstark auf uns ein, und erst allmählich können wir hoffen, sie recht zu klären. Gewiß wird dennoch dem Historiker dereinst all' die Literatur schon dieses Sterbejahres von charakteristischem Werthe sein. Er wird beobachten, wie sich nach dem Heimgange des Gewaltigen seine Gestalt in den Klagen und Schilderungen der erschütterten Zeitgenossen spiegelt, wie Liebe und Haß sie beleuchten und nach ihr greifen, wie sich dann, bei Einzelnen frühe und allmählich immer lauter und allgemeiner, die Stimme historischer Auffassung hinzugesellt. Am vollsten hat da, schon im August und September, Gustav Schmoller in seinen bedeutenden „Briefen" über Bismarck die Persönlichkeit des Fürsten, seine Anschauung von den inneren Aufgaben, seine wirthschafts- und socialpolitische Thätigkeit und deren Wirkungen behandelt und sie von einem bestimmten positiven Standpunkte aus, aber zugleich mit aller Ruhe und Wärme des unbefangenen Historikers beurtheilt. Den Wurzeln von Bismarcks staatsmännischer Hauptleistung, dem Zusammenhange seiner reichsgründenden Arbeit mit dem besonderen preußischen Boden, mit seinem Preußenthume, sind Max Lenz und der Verfasser dieser Abhandlung nachgegangen [1]). Und Anregungen und werthvolle

[1]) Herr Carl Geibel (Duncker und Humblot) hat den Gedanken gehabt, Schmollers Briefe und seinen Artikel über die Denkwürdigkeiten mit Abhandlungen und Reden von Lenz

Formulirungen enthält so manche der Gedächtniß-reden und -schriften. Eine ganze Gruppe von Aufsätzen hat sich dann um die „Gedanken und Erinnerungen“, die ja am 30. November erschienen sind, geschlossen[1]). Gleich unter dem ersten starken Eindrucke des Werkes ist wieder Schmoller zu einer umfassenden Gesammtwürdigung vorgeschritten; mit überaus tiefgreifenden Bemerkungen ist ihm besonders Friedrich Meinecke in seiner „Historischen Zeitschrift“ (82, 282 ff., Januar 1899) nachgefolgt. Anregungen wird man gern auch aus der eingehenden und, nach seiner wohlbekannten Art, durchweg klugen und interessanten Kritik entnehmen, die vom Standpunkte des Parteimannes aus, mit unverhohlener Abneigung, ein alter politischer Gegner wie L. Bamberger an dem Buche und seinem Verfasser geübt hat[2]). Man wird ihr

---

und mir in einem Bändchen „Zu Bismarcks Gedächtniß“ zusammenzufassen, das ich hier nennen darf und muß, weil meine Darlegungen auch an dieser Stelle natürlicher Weise mannigfach darauf zurückweisen werden.

[1]) Ich zähle sie nicht alle auf, einige werde ich gelegentlich berühren, die nach meiner Abhandlung erschienenen hat das Vorwort zu erwähnen gehabt. Nur eben nennen darf ich die Besprechungen von P. M. (doch Majunke?) in den historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland, 123 S. 120 ff., 284 ff., 651 ff. Es fehlt in ihnen nicht völlig an zutreffenden Ausstellungen, aber als Ganzes sind sie seicht und gehässig, ohne Verständniß und ohne wirklichen Werth.

[2]) Ludwig Bamberger, Bismarck Posthumus, Berlin 1899, Sonderabdruck aus der Wochenschrift „Die Nation“. Das

innerhalb aller der übrigen Aeußerungen ihr Stück Berechtigung und selbst Nothwendigkeit zuerkennen, auch wenn man meint, daß ihr skeptischer Scharfblick Dinge und Beweggründe viel zu klein sieht, und daß auch die Kritik schließlich nur Leben stiften kann, wenn sie von warmer Mitempfindung, von liebevoller Freude an der großen Erscheinung ausgeht und gar nichts sucht als besseres Erkennen und Verstehen, klarere Unterscheidungen, das historische Urtheil und nicht den politischen Kampf. Unser persönliches Gefühl auszuschalten, sind wir sicherlich alle außer Stande, und ich würde gar nicht wünschen, es zu thun; möge ein Jeder sich ehrlich Mühe geben, dennoch bereits heute so klar und so weit zu schauen wie seine Augen es vermögen. Aufgaben genug stellt Bismarcks Leben und Wesen uns schon jetzt; schon sind bedeutsame Fragen aufgeworfen worden: ihnen und ähnlichen erörternd nachzugehen, ist die Absicht dieser Seiten. Eine eigene positive Schilderung wagen sie noch nicht. Sie knüpfen ihre kritischen Erwägungen an

lobende Urtheil Delbrücks (S. 466) kann ich so nicht übernehmen, auch wenn ich die Feinheit und Schärfe von Bambergers Geist, die Einheit und Echtheit seines Wesens ganz anerkenne. Sein Verhältniß zu Bismarck von seinem „Monsieur de Bismarck" an, jener Charakteristik aus dem Jahre 1867, die es unternahm, das Wesen des soeben glorreich Emporgestiegenen literarisch und zumal für das Ausland, für Frankreich, zu entdecken, bis zu dieser seiner letzten Schrift, könnte den Gegenstand einer interessanten Studie bilden: im Grunde ist es sicherlich immer das gleiche geblieben.

die literarischen Gaben dieses Jahres an. Gewiß, die Fragen, die wir an beide stellen, an den Mann und an die Ereignisse, stammen nicht erst aus den letzten Monaten; aber die neuen Veröffentlichungen dieser Monate haben sie erneuert, erweitert und vertieft, und die Besten von denen, die zu jenen Veröffentlichungen das Wort ergriffen, haben auch diese Probleme von Neuem erkannt und gefördert. Auch bei solcher Untersuchung steigt doch die ganze Gestalt des großen Menschen vor dem Betrachtenden auf: wie man sich ihm auch nähern mag, immer ragt er riesenhaft empor. Vielleicht, daß sich dieser und jener Zug dem wahrhaftig Forschenden anders, eigener, schärfer zeigt, als ihn die unwillkürliche Anschauung der Meisten früher zu sehen gemeint hat; kleiner wird darum nichts an ihm, und seine Wirkung auf unsere Welt bleibt für jeglichen Betrachter unermeßlich stark.

I.

Busch und Abeken.

Die erste jener Veröffentlichungen bildeten die Tagebücher von Moritz Busch.

In der Bismarck-Literatur ist Busch ja ein alter Bekannter. Seine Aufzeichnungen über Graf Bismarck und seine Leute während des französischen Feldzuges haben 1878 zum ersten Male einen tieferen Blick in die tägliche Welt des Kanzlers eröffnet; er hat dann weitere Erinnerungen und

Schilderungen folgen lassen, und man wußte, daß seine Feder Bismarck auch in der Tagespresse mannigfach gedient hat. Jetzt erschien, durch eine Publication des Abschiedsgesuches von 1890, die ein Berliner Blatt unmittelbar nach des Fürsten Tode brachte, und durch eine kleinere, politisch-polemische Broschüre in deutscher Sprache angemeldet, zuerst in englischer Uebersetzung, später in der deutschen Urform, das dreibändige Hauptwerk[1]). Es wiederholt und ergänzt zunächst die alten Mittheilungen aus dem siebziger Kriege. Busch war damals, seit Februar 1870, als publicistischer Gehülfe dem Auswärtigen Amte beigegeben und hat diese Stellung drei Jahre lang innegehabt; seit dem Sommer 1871 hatte er allerdings die persönliche Beziehung zu seinem „Chef" fast verloren.

---

[1]) Bismarck. Some secret pages of his history. Being a diary kept by Dr. Moritz Busch. London, bei Macmillan, erschienen September 1898. Kurz vorher: „Bismarck und sein Werk". Leipzig, S. Hirzel. Dann, im Frühjahr 1899, „Tagebuchblätter", Leipzig, Grunow, 3 Bände. Ich habe das Verhältniß der deutschen zur englischen Ausgabe in einer Anzeige (Deutsche Rundschau, Maiheft, S. 316) besprochen: für wissenschaftliche Zwecke bleibt es überall durchaus nothwendig, beide zu befragen; ganz vollständig sind beide nicht. Werthvoll sind in der deutschen die Anmerkungen Kaemmels. — Vergl. die Anzeigen bei Kohl, Bismarck-Jahrbuch 6, 314 ff., Joh. Grunow, Buschs Tagebuchblätter und die deutsche Presse, Mai 1899, vor Allem Georg Kaufmann, Litt. Centralblatt 1898, 46 (November). Und die Bestätigungen in Schweningers Schriftchen „Dem Andenken Bismarcks", Hirzel, April 1899.

Er blieb auch künftighin zu dessen Verfügung und wurde durch Bucher gelegentlich zu Hülfeleistungen in der Presse verwandt; häufiger geschah das erst wieder seit der langen Kanzlerkrise von 1877. Damals trat Busch dem Fürsten wieder näher, und von da ab ist er bis 1890 so manches Mal von ihm empfangen und instruirt worden. Er hat ihn in Berlin, Varzin und Friedrichsruh aufsuchen dürfen, in Friedrichsruh zuletzt wieder nach der Entlassung; im Mai 1893 schließt er sein Tagebuch ab. Es ist für die ersten Jahre zusammenhängend, am werthvollsten ist es für die Kriegszeit; von 1873 ab weiß es nur von gelegentlichen Gesprächen zu berichten, die indessen doch alle wichtigsten Phasen von Bismarcks späterer Thätigkeit begleiten und commentiren.

Das Buch über „Graf Bismarck und seine Leute" ist allbekannt: es umspannt eine unvergleichlich anziehende Zeit und innerhalb deren in buntester Fülle alle Gebiete der politischen Arbeit und alle persönlichen Lebensäußerungen des Ministers. Von 1871—73 sinkt der Inhalt erheblich; der Fürst tritt zurück, das Auswärtige Amt tritt vor; Busch erzählt von dessen äußerem Dasein, von seinen Persönlichkeiten, von den einlaufenden Acten, die er in die Hände bekommt, von französischer und römischer Politik, von der officiösen Preßthätigkeit, die er zu leisten hat. In alledem ist vielerlei Interessantes; man ist über den vielseitigen und starken, activen Antheil er=

staunt, den der Kanzler an der Presse nimmt: er selber arbeitet mittelbar und gelegentlich unmittelbar mit. Den Vordergrund aber füllen hier weit kleinere Dinge; den Grundton von Buschs Darstellung geben für diese Jahre die persönlichen Feindseligkeiten unter den Beamten des Ministeriums. Abeken, Keudell, Hatzfeld, Aegidi und so viele Andere erfahren die Angriffe des Tagebuchschreibers, und hinter ihm steht dabei sein Freund Lothar Bucher. Seinen Freund muß man ihn doch wohl wirklich nennen; die Zeugnisse persönlichen Vertrauens, die Bucher dem kleinen sächsischen Literaten gewährt hat, und zwar durch zwei Jahrzehnte hindurch gewährt hat, sind ganz unanfechtbar. Bucher ist oft als der stille Mitarbeiter Bismarcks, als der vielleicht bedeutendste seiner Gehülfen gerühmt worden: eine scharfe, nüchterne, kritische Natur, von treffender Klugheit und durchdringendem Wirklichkeitssinne — einer der Wenigen, vor denen der große Menschenverächter wahre Hochachtung hatte. Wir erblicken hier Einiges von seinen Beziehungen zu Bismarck. Sie sind offenbar im Sachlichen eng gewesen, wenigstens in äußerpolitischen Dingen, und auch persönlich fühlten sich die Beiden wohl verwandt und einander verbunden. Bucher hat von entscheidenden Staatsgeheimnissen seines Herrn gewußt, hat dessen Gegner, auch die höchststehenden, in Bismarcks Sinne literarisch angegriffen und offenbar ehrlich mitgehaßt, und dem Gestürzten hat er die Treue bewahrt bis an den eigenen Tod.

Trotzdem behält man den Eindruck, daß der Kanzler und sein Geheimrath durch eine ziemlich breite Kluft getrennt geblieben sind. Der Eine blieb der große Herr und der Vorgesetzte; der Andere, der Demokrat von 1848, sah wohl mit Sympathie und Bewunderung auf den Genius, aber in dessen engeren Kreis durfte er, wenigstens damals, doch wohl nicht eintreten, weder in gemüthlicher noch in gesellschaftlicher Hinsicht. Er hielt sich, allezeit selbstbewußt, zur Seite, ließ auch an seinem Meister manchmal seinen Tadel aus: neben dem schöpferischen Geiste der kritische; und die vornehme Welt, in deren Mitte er arbeitete, war nicht die seine. Er stand zu manchen Angehörigen seines Herrn in einem deutlichen Gegensatze, und vollends dessen diplomatische Umgebungen beurtheilte er mit schneidender Schärfe. Er galt sich selber offenbar für sachlicher, fleißiger und klüger als sie; er hatte für ihre Schwächen das feinste Auge und den bittersten Spott. Dabei nun zieht er Busch, als den ihm social und literarisch Nächsten, dicht an sich heran, und die Reibungen und Nebenbuhlerschaften im Auswärtigen Amte, die unablässige und meist herzlich unerfreuliche Kritik an Allen um ihn her nehmen in Buschs Aufzeichnungen einen breiten Raum ein.

Busch selber fühlt sich in diesem Klatsch wohler, als man wünschen möchte. Ein Mann, der auf weiten Reisen viel von der Welt gesehen und beschrieben, für die deutsche Erhebung zu seinem

Theile redlich mitgearbeitet, Bismarcks Größe ziemlich früh erkannt hatte; ein geschickter Schriftsteller, der einem anspruchsvollen Auftraggeber, wie es Bismarck wahrlich doch war, brauchbar erschienen ist — das beweisen die Thatsachen; ein Beobachter von unzweifelhafter Schärfe und Treue des Blickes und des Gedächtnisses, von erstaunlicher Arbeitskraft in der raschen schriftlichen Festhaltung seiner Eindrücke und von ganz erheblicher Fähigkeit in ihrer Wiedergabe. Allerdings ein kleiner Mensch. Ich brauche über die Art, wie er, als Beamter zuerst und später als Vertrauensmann des Fürsten, Acten für sich selber abschrieb und wie er sie dann verwerthet hat, nicht zu urtheilen; ich weiß nicht genau genug, wie weit er dabei seine Befugnisse überschritten hat. Aber auch ein zurückhaltender Beurtheiler wird Zeit und Ort und Weise seiner 1898er Veröffentlichungen auf das Schärfste mißbilligen. Der hämische Ton, den Busch so gern anschlägt, verstimmt und empört den Leser. Es fehlt Busch, der seiner höhergeborenen Umgebung im Kanzlerpalais offenbar mit ähnlichen, nur ungleich gröberen Empfindungen wie Bucher gegenüberstand, weil er unter diesen Diplomaten und Beamten äußerlich doch ganz der kleine Mann war und den Gegensatz mit derbem Selbstbewußtsein spürte, es fehlt ihm vor Allem doch an jeder innerlichen Vornehmheit. Die souveräne Menschenverurtheilung Bismarcks wird in seinem Bewunderer, der sie nachmachen zu dürfen glaubt, oft zu einer

plumpen und boshaften Ueberhebung, die man mit Widerwillen erträgt. Ich wage nicht zu entscheiden, welchen Antheil an seinen neuesten Publicationen selbstsüchtige Beweggründe, wie Gewinnsucht und mindestens Eitelkeit, etwa gehabt haben mögen. Aber bei alledem stehe ich nicht an, die Anklage, als habe er seinen Herrn damit „verrathen“, rundweg abzulehnen. Ich habe den Eindruck, daß Busch, mag er Nebengründe gehabt haben, bei seinen Büchern überzeugt gewesen ist, dem verstorbenen Meister zu dienen; daß er Bismarck unbedingt ergeben gewesen und geblieben ist, und daß seine Berichterstattung im Wesentlichen treu ist[1]). Irr=

[1]) Herr Joh. Grunow glaubt, auch im Gegensatze zu diesen meinen Aeußerungen, über Busch günstiger urtheilen zu sollen. Er bestreitet nach vieljährigem Verkehr mit Busch, daß dieser als Geschäftsmann gehandelt habe; die anstößige Schnelligkeit von Buschs 1898er Veröffentlichungen, seinen Abschluß mit einem ausländischen Verleger schiebt er auf politischen Haß, der in jedem Falle und bald zu Worte kommen wollte und dem blindlings verehrten Staatsmann mit solchen Rachethaten zu dienen meinte. Ich gebe gern zu, daß nähere Bekanntschaft wie stets auch hier mancherlei erläutern und somit mildern mag. An meinem Text habe ich aber nichts zu ändern gefunden. Die harten Anschuldigungen Delbrücks (463, 467 ff.) vermag ich mir nicht anzueignen; von Buschs erfolgreichem „Erpressungsversuche“ bei Bismarck hat er mich bisher nicht überzeugt. Uebrigens ersucht mich die Firma F. A. Brockhaus, in ihrem Namen zu erklären, daß die von Delbrück herübergenommene Erzählung Bambergers (S. 38), wonach Brockhaus einmal mit Busch und mit Bismarck über eine Publication aus Buschs Aufzeichnungen verhandelt habe — eine Angelegenheit, die Delbrück mit jener Erpressung Buschs in Verbindung

thümer sind bei Aufzeichnungen von Gesprächen nie ausgeschlossen, Busch hat in späteren Zeiten an Schärfe des Gehörs und vielleicht auch der allgemeinen Auffassung verloren, und wenn er aus großen Schriftstücken neben oder nach dem Lesen sich Notizen machte, so mußte er das manchmal in Eile thun: es sind ihm Fehler begegnet, und seine Freude am Gehässigen mag ihn von jeher verleitet haben, scharfe Worte so wiederzugeben, daß sie gelesen noch schneidender erscheinen, als sie der Redende aussprach. Ohne Kritik sicherlich wird man Bücher dieser Art nie aufnehmen dürfen. Das aber muß doch gesagt werden: wir haben allen Anlaß, bei Busch die Absicht der richtigen Wiedergabe vorauszusetzen, und sogar allen Anlaß, seine Wiedergabe im Ganzen für treffend zu halten. Für seine ehrliche Absicht scheint doch zu sprechen, daß er sich selber in seinen Referaten nicht schont. Er hatte bereits früher harte Worte, die der Kanzler an seine eigene Adresse richtete, mit aufgezeichnet und abgedruckt, und das zu einer Zeit, wo Bismarck noch lebte, und wo es dieser indirecten Beglaubigung für ehrliche Berichterstattung der Welt gegenüber also schwerlich bedurfte. Er hat auch

---

bringt — völlig irrthümlich sei: Beziehungen solcher Art hätten niemals bestanden. Während des Druckes erscheint ein Artikel von Sammer, „Nation“, 12. August. Er mahnt zur Vorsicht gegen Aussagen Buschs über sich selber und berührt die Erpressungsgeschichte, ohne sie ganz zu erledigen. Von Erpressung wäre auch nach seinen Mittheilungen kaum zu reden.

dieses Mal wieder nicht nur schriftliche, sondern sogar mündliche und zeugenlose Kritiken Bismarcks über die früher von ihm herausgegebenen Tagebücher und Charakteristiken veröffentlicht, und zwar darunter solche, die dem Werthe seiner Schriften zweifellos gefährlich sind. „Ihr neues Buch," sagt ihm Bismarck 1883 über „Unser Reichskanzler", „ist nicht so gut wie das frühere, nicht viel Neues darin und was neu ist, das ist falsch. Sie merken nicht mehr so gut wie früher, sind älter geworden, und Sie wollen meinen inneren Menschen errathen und darstellen nach fragmentarischen Beobachtungen, die zum großen Theile Mißverständnisse sind. Sie ziehen Schlüsse aus gelegentlichen Aeußerungen, die Sie unter dem Tischtuche notirt haben. Ich spreche bei Ihnen immer im Ernst, als ob ich's zu beschwören hätte (3, 159) . . ." „Sie müßten doch eigentlich ein recht böses Herz haben. Sie freuen sich jedesmal, wenn Sie was Schlimmes über Jemand hören oder notiren können" (162). Und vorher hat er ihm in ähnlichem Sinne geschrieben: „Sie gehen von der Voraussetzung aus, als ob ich bei allem, was ich je zur Unterhaltung meiner Gäste bei Tische und im Hause in Ihrer Gegenwart gesagt habe, oder was Ihnen durch die Unzuverlässigkeit der Meldungen Dritter zugekommen ist, stets den vollen Ernst meiner innersten Empfindungen mit der Gewissenhaftigkeit eines vereideten Zeugen vor Gericht im Auge behalte" (154). Nachher läßt er dann freilich, nach Buschs Bericht,

von dem angefochtenen Werke bei der Revision beinahe Alles durchgehen. Ich weiß sehr wohl, daß die Anführung jener Tadelworte Bismarcks nicht unbedingt für Buschs Zuverlässigkeit beweist; aber zunächst spricht sie doch immerhin dafür; und hát man seine Glaubwürdigkeit im Ganzen wirklich widerlegt? Ein hervorragendes Mitglied des Friedrichsruher Kreises hat ihn kürzlich mit Ingrimm beschuldigt, seine Referate entstellten den Geist Bismarckischer Aeußerungen durchaus. Für den feinsten Duft der Aeußerung mag das gelten, kann es wenigstens gelten. Aber im Ganzen erweisen sich da, wo wir das meiste Controlmaterial besitzen, die Erzählungen Buschs als geradezu auffallend zuverlässig: das gilt in erster Linie für den Winter in Versailles, über den wir jetzt recht vielseitig unterrichtet sind; auch die Denkwürdigkeiten des Fürsten enthalten eine Fülle von Bestätigungen [1]), und überall klingt aus Buschs Erinnerungen der Ton des Bismarckischen Wortes, den doch so manches Ohr vernommen hat, im Ganzen völlig überzeugend heraus.

So wird man auch für diejenigen Gegenstände, die erst die letzten Publicationen Buschs heller beleuchtet haben, und für die uns die Controlmittel wenigstens nicht so reichlich zu Gebote stehen, im Wesentlichen seinen Angaben trauen müssen: für die „Krisen" und die „Friktionen", in denen der Kanzler seinen journalistischen Gehülfen zu sich

[1]) Sie sind jetzt im 3. Bande der „Tagebuchblätter" 580 f. ziemlich vollständig zusammengestellt.

ruft. Bismarck enthüllt ihm da in erregtem Gespräche seine Kämpfe am Hofe und seine Stimmung über sehr hohe Personen; er gibt ihm den Auftrag zu scharfen Artikeln, und schärfere Worte fallen im Laufe der mündlichen Unterredung. Es fällt mir nicht ein, zu glauben, der Fürst habe in dem Journalisten je seinen „Freund" gesehen und ihm aus rückhaltlosem Vertrauen sein Herz ausgeschüttet. Busch war ihm ein Werkzeug, das er verwendete; was er ihm sagte, sagte er zu bestimmtem Zwecke, und man muß es zunächst immer auf diesen Zweck hin prüfen. Darüber hinaus aber sind ihm doch offenbar, wenn er einmal sprach, die Stimmungen, die ihn beherrschten, nicht selten auch absichtslos über die Lippen geflossen. Er hat ja auch vor Andern so manchesmal Sachen gesagt, die eigentlich streng vertraute und verschwiegene Hörer voraussetzten; über die Gefahr solcher Aeußerungen hob ihn die Souveränität seines Selbstgefühls, seine großartige „Wurstigkeit" hinweg, und vermeiden konnte er sie einmal nicht: er war, wie er war. Als er 1873 Indiscretionen von Busch befürchtet (2, 399), tröstet er sich selber mit dem Satze: „Der König weiß, daß ich viel Schlimmeres über ihn schon geäußert habe."

Unserer öffentlichen Meinung sind diese Aeußerungen, wie sie Busch jetzt publicirt hat, dann doch überraschend gewesen; sie haben Busch gegenüber zu Zweifeln und zu Angriffen in Menge Anlaß gegeben. Mir liegt es gar nicht am Herzen,

seine Handlungsweise zu vertheidigen. Ob seine Veröffentlichungen tactvoll und patriotisch waren, mag der Politiker erörtern; der Historiker nimmt den Zuwachs unseres Wissens als solchen dankbar hin — wenngleich ihm doch auch, gerade als Gelehrtem, die Frage nahe liegt, ob auf die Dauer nicht die Wahrheit allemal heilsamer sei als der Irrthum, und klänge er noch so angenehm. Jedenfalls, die Thatsache besteht: das Buch ist da; wir müssen es nach bestem Gewissen verwerthen. Denen, die Bismarcks Art kannten, ist die rücksichtslose äußere Schroffheit und die innere Herbigkeit seiner Urtheile doch wohl nichts Neues gewesen; von ihnen zweifelt wohl Keiner, daß er sie so oder fast so ausgesprochen hat. Und nur Eines hat der Historiker diesen Enthüllungen gegenüber unbedingt zur Geltung zu bringen: die Nothwendigkeit historischer, d. h. psychologischer Aufnahme. Ich habe die Worte angeführt, in denen Bismarck sich seinem Schriftsteller gegenüber selber verbittet, auf jede Augenblicksäußerung festgenagelt zu werden. Es versteht sich wohl im Grunde von selbst, wie man dergleichen Ausbrüche eines leidenschaftlich erregbaren Mannes zu lesen hat, auch das (so bezeichnet er selber es einmal, 2, 399, im Gespräch mit Busch), „was ich über den König und andre hohe Personen nach meiner Art gesagt habe in Aufregung und Verdruß" — man glaubt Wallenstein zu hören: „und was der Zorn und was der frohe Muth mich sprechen ließ im Ueberfluß des Herzens . . .!" Daß solche Worte nicht auf die Goldwage gelegt sein

wollen, gibt Jeder zu, und weiß Jeder aus eigenstem Erlebniß an sich und seinen Nächsten; wieviel man aus ihnen bei Bismarck folgern darf, das ist noch die Frage. Ich komme bei seinen Denkwürdigkeiten auf diese Frage zurück und habe sie schon in meinen Bismarck-Schriften vom vorigen Herbste zu beantworten gesucht. Der echte Bismarck ist sicherlich in diesen scharfen Urtheilen enthalten, aber nicht der ganze: sie wollen aus dem Augenblicklichen in das Dauernde übersetzt, in seine Gesammtanschauungen eingefügt und aus ihnen heraus erläutert sein. Dann tragen auch sie ihr Theil zur Erkenntniß seines Wesens bei. Es mag nicht Jedermanns Sache sein, sie richtig oder sie überhaupt zu lesen. Wer nicht mit männlicher Gelassenheit, mit offenem Blicke für alles Menschliche die Wirklichkeit dieses Wesens anzuschauen vermag, wer sich ihren Härten nur schwächlich zu entziehen oder sie feindselig auszubeuten weiß, der kommt freilich für ehrliche historische Erkenntniß überhaupt nicht in Betracht, mag er nun Bismarcks Gegner sein oder sich für seinen Freund und Bewunderer halten. Das sind banale Wahrheiten; wie oft aber haben wir sie in diesen Monaten verletzen sehen! Ich kann von diesem Standpunkte aus die Aufzeichnungen Buschs nur als kostbare Zeugnisse bezeichnen, die — ganz abgesehen von den Documenten, die er beigibt — unsere Anschauung durch eine Fülle frappanter Augenblicksbilder bereichern und beleben. Wir sehen den Kanzler in Versailles,

Berlin, Varzin und Friedrichsruh, bei der Tafel und im Arbeitszimmer, lässig und absichtsvoll, liebenswürdig und furchtbar, frei und heiter von Vergangenem, Unwesentlichem, Fernem plaudernd, und in der nächsten Minute wieder von dem Bewußtsein seines rastlosen Lebenskampfes gepackt; frühe, schon auf der Höhe des siebziger Sieges, von Schwermuth und Weltverachtung heimgesucht, und gleich wieder angespannt und grimmig thatenfroh. Wir sehen seinen Groll und seine Kampfesmittel, die kleinen wie die großen; wir gewinnen immer sicherer die Ueberzeugung, wenigstens in den einen Raum, wenn auch nicht den besten und nicht den wichtigsten, seiner Werkstatt zu blicken, indem er mit Busch verhandelt; es ist nicht seine ganze Welt, bei Weitem nicht, aber es ist ein Stück von ihr, und angefüllt ist es von greifbarem Leben: dem Leben mit all' seinen unvereinbaren und dennoch wirklichen Widersprüchen, seinen Schärfen und seinen Nuancen. Unter den Bismarck-Quellen, die wir bis jetzt besitzen, ist, wenigstens für die siebziger und achtziger Jahre, keine, die so viel persönliches Leben ausströmte wie diese.

Ueberaus werthvoll ist die stoffliche Bestätigung und die geistige Ergänzung und Berichtigung, die Buschs Tagebücher gerade für ihren inhaltreichsten Abschnitt durch die Briefe Heinrich Abekens erfahren[1]). Abeken ist dem deutschen Publikum früher

[1]) Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Aus Briefen zusammengestellt. Berlin, Mittler. 1898. (1809—1872.)

hauptsächlich aus Buschs erstem Buche und zwar nicht eben vortheilhaft bekannt gewesen; Busch hat den kleinen, ästhetisch schwärmerischen Geheimrath oft genug mit geringschätzigem Spotte bedacht. Busch ist in seiner politischen Weltansicht ganz Schüler Bismarcks, der seinem Meister überall und immer unbedingt Recht gibt; er ist daneben weltlicher und wohl auch gescheiter als Abeken, der zart gestimmte Sohn einer älteren Epoche. Und doch, wie entschieden drängt jetzt die Persönlichkeit des Verspotteten, wie sie aus seinen Briefen spricht, diejenige seines Kritikers in den Hintergrund, mit reiner und echter Vornehmheit, die bei Abeken auch die Schwächen adelt und sein mildes, ja vielleicht etwas harmloses Urtheil so einfach siegreich macht! Abeken ist, inmitten des realistischen Kreises um Bismarck, ein Mensch unseres literarischen Zeitalters. Er ist Theolog, Prediger, Archäolog gewesen, ehe er (1848) Diplomat wurde, hat Bunsen und Friedrich Wilhelm IV. nahe gestanden und öffnet uns lehrreiche Blicke in ihre Empfindungswelt; er ist dann aus innerer Neigung in den politischen Beruf übergetreten und hat in ihm vierundzwanzig Jahre lang redlich und tüchtig gearbeitet, ohne jemals die geistigen, künstlerischen, religiösen Interessen zu verlieren, die seinem Herzen das Werthvollste waren. Er hat eine merkwürdige Anpassungsfähigkeit und eine unerschöpfliche Neigung zum Bewundern: Brandenburg, Radowitz, Bismarck — er rühmt sie alle, und preist Bismarck

und die Königin Augusta in demselben Briefe; mit Manteuffel zusammen hat er 1850 die Reise nach Olmütz gemacht. Er sehnte die Versöhnung der Confessionen herbei; er löste sich harte Gegensätze gern auf und milderte sich alles scharfe Licht durch Vorhänge und Brillen. Höchst eigenthümlich ist da sein Verhältniß zu Bismarck. Er selber war alles Andere eher als ein Mann der selbständigen That; aber er wußte ihn, da er nun seinen Weg kreuzte, verständnißvoll zu würdigen und ihm zu dienen. Seine Urtheile aus der Conflictszeit zeigen einen gesunden Sinn. Seine Leistungen müssen doch keineswegs unerheblich gewesen sein, Bismarck hätte ihn sonst nicht ein Jahrzehnt lang als täglichen Mitarbeiter beibehalten. Er hat nach Abekens Tode im Abgeordnetenhause den Verlust, den dieser Tod ihm bedeute, nachdrücklich betont; und wenn er Busch gegenüber nur die Routine und den stets fertigen Phrasensack seines Geheimraths hervorhob, wenn er dessen persönliche Schwächen manchmal verspottete, so ist das bei der Verschiedenheit ihrer Naturen und bei Bismarcks Art kein Wunder, aber es ändert doch nichts an der Thatsache, daß er ihn brauchbar fand und ungern entbehrt hat. Abeken seinerseits folgte dem Riesenschritte seines Ministers mit einer staunenden Anerkennung und zugleich mit einer leisen und leise wachsenden Beimischung von Kritik, die bei ihm etwas Rührendes hat. Er wurde dem Könige Wilhelm auf dessen Reisen als diplomatischer Gehülfe mitgegeben und ver=

mittelte noch in Versailles häufig den Verkehr zwischen Herrscher und Kanzler. Er sah dort alle Schwierigkeiten und Kämpfe ihres Verhältnisses aus nächster Nähe, litt unter der Gereiztheit und Schroffheit des gewaltigen Staatsmannes und schalt sich selber, wenn er einmal geneigt war, sie ihm übel zu nehmen: er fand sie inmitten einer furchtbaren Belastung mit Thätigkeit und Verantwortlichkeit begreiflich genug. Ihn selber zogen die einfacheren Naturen des Königs und Moltkes unmittelbarer an; er würdigte auch die Lage des Königs parteilos und fein. Wie in seiner Thätigkeit, so ist er in seinem vertrauten Urtheile, in den Briefen an seine Frau, voll von ausgleichendem und mildem Wohlwollen. Es ist in diesen Monaten harten, äußeren und innern Ringens im deutschen Hauptquartier ein besonders anziehender und ein wahrhaft erquickender Anblick, wie dieser feinfühlige und feingebildete Mensch durch die Gegensätze hinwandelt, die ihn ja — das weiß er selber recht gut — hoch überragen, und wie er seine Eindrücke innerlich durcharbeitet und für sich selber festhält: discret, bescheiden, selbstlos und klug, und schließlich doch gerechter und deshalb objektiv richtiger als alle die Leidenschaftlichen ringsum. In Bismarck hat er längst die „eiserne Natur" erkannt, „körperlich und geistig zum Herrschen geboren". Er staunt über sein Wissen, sein Gedächtniß, seine Genialität, seine machtvolle Sicherheit im Treffen des Entscheidenden, in der Verfolgung seiner Bahnen,

die ihn dann auch über Anstöße und Fehler hinweg zum endlichen Siege führt [1]). Er beklagt seine Ruhelosigkeit, seine autokratische Geschäftsführung, und würdigt doch die Heilsamkeit auch dieser unbequemen Eigenschaften; und über die Steine, die sich der Gewaltige, nach dem Zwange seiner Natur, selber in den Weg wirft, macht er tiefdringende und lehrreiche Bemerkungen [2]). Denjenigen, der historisch zu sehen bestrebt ist, wird dieser stille Beobachter aufklären und bestärken; neben dem inhaltlich zweifellos bedeutenderen Tagebuche und der kräftigeren Einseitigkeit Buschs ist sein Werth groß: erst beide zusammen geben das volle Bild; aber daß Busch dasjenige, was er sah und hörte, richtig referirt hat, wird auch durch Abeken, wie durch jede Aufzeichnung und jede Erinnerung aus diesem Kriegswinter lediglich bestätigt.

Und nun hat ja seit dem Erscheinen von Buschs Tagebüchern Fürst Bismarck selber das Wort ergriffen und auch die Fragen, die Busch wieder aufgerührt hatte, seinerseits besprochen. Der Sommer und Herbst 1898 haben uns neue Briefe

---

[1]) „Es ist eine große Sache, wenn man die Kühnheit hat, sich um eigene, vergangene Fehler und Irrthümer nicht zu kümmern! Regrets kennt er, glaube ich, gar nicht.“ (1. Febr. 1871, S. 500.)

[2]) „— Menschen, die wegen ihrer Stellung oder ihres Charakters sich die Sachen nicht vom Herzen wegsprechen können. Er spricht sich die Sachen höchstens immer noch mehr ins Herz oder in den Kopf hinein.“ (24. Januar 1871, S. 490.)

des Kanzlers[1]), der Winter hat uns seine „Gedanken und Erinnerungen" gebracht. Alles Andere, so bedeutsam es bleibt, trat hinter das eigene Werk des Kanzlers zurück.

II.

Die Gedanken und Erinnerungen. — Kritische Pflicht.

Es ist oben auf die öffentlichen Erörterungen wenigstens hingedeutet worden, die sich alsbald an das Erscheinen des Bismarck-Buches angeknüpft haben. Natürlich, daß die Parteien um den Todten kämpfen, wie einst um und wider den Lebenden. Dieser Stahl wird immer die Funken sprühen machen. Aber auch vielen Tausenden von Einzelnen ist das Buch sicherlich zu einem Erlebniß geworden.

[1]) „Bismarck-Jahrbuch", Band VI, erste und zweite Lieferung (Göschen; die Schlußlieferung hat (im März 1899) noch einige Nachträge hinzugefügt). — „Bismarck-Briefe". Siebente Auflage (Velhagen und Klasing; mit werthvollen neuen Familienbriefen besonders an den Bruder). — „Gedanken und Erinnerungen. Von Otto Fürst von Bismarck." (Cotta. Zwei Bände.) Sämmtlich herausgegeben von Horst Kohl. Dazu (März 1899) Kohls „Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen" (Göschen), ein Buch, dessen einseitiger „Orthodoxie" die wissenschaftliche Kritik lebhafte Einwendungen nicht erspart hat. Auch ich treffe in der Art des Urtheilens und in den Einzelurtheilen mit dem verdienten Bismarck-Forscher, meinem verehrten Freunde, diesesmal nicht ganz zusammen; ich meine darum nicht minder gut bismarckisch zu sein als er.

Ich habe mich bemüht, in engeren Kreisen seinem Eindrucke nachzufragen, und fand ihn überall sehr stark, im Uebrigen so verschiedenartig wie möglich. Ich bin vorsichtiger Skepsis, entschiedener Abweisung begegnet, in überwiegendem Maße allerdings einer hingerissenen Bewunderung. Bei Frauen und Männern dasselbe Gefühl: das einer packenden Gemeinschaft mit dem Gewaltigen; man durchwandert mit ihm, an seiner Hand, in seiner persönlichen Nähe dieses Leben ohne Gleichen; man genießt sein Vertrauen und gehorcht der Wucht seines Einflusses, empfindet die Leiden und Kämpfe, die er erzählt, den Zorn, der ihn noch immer erfüllt, in tiefer und dankbarer Hingebung mit ihm, und keine andere Regung kommt daneben auf. Einer so einmüthigen Stimmung urtheilsfähiger Menschen gegenüber, deren Urtheil er sonst nahe zu stehen pflegt, ist der Historiker, zumal da er den Gesammteindruck von wahrer und starker Größe mit ihnen theilt, mit seiner Art zu sehen und zu denken, mit seiner — wenn man es so nennen will — Fachkritik in unbehaglicher Lage. Ich habe der Kritik, die in mir selber sofort aufstieg, mißtraut und habe es mit Freuden begrüßt und es völlig verstanden, daß auch sachkundige Gelehrte zunächst nur das Große und Volle an Bismarcks hinterlassenem Geschenke ergriffen und dargestellt haben. Mancherlei aber an den Auslassungen, die da in die Oeffentlichkeit kamen, ist mir doch bald bedenklich erschienen. Nicht ohne eine leise Verwunderung

habe ich gelesen, wie ein geistreicher Fachgenosse die Denkwürdigkeiten als ein Kunstwerk feierte, in dessen Genusse man schwelge, als eine welthistorische That zugleich und als eine künstlerische Schöpfung, deren Werth Alles übertreffe, was der alte Kanzler, wenn er nach 1890 im Amte geblieben wäre, statt dieses schriftstellerischen Werkes an staatsmännischen noch hätte vollbringen können [1]); oder wie ein Anderer, in einer durchaus werthvollen Würdigung, dieser wirklichen Geschichte, die hier zum ersten Male unverhüllt hervortrete, das bisher Bekannte als „die conventionelle, die Hurra-Geschichte" der Zeit gegenüberstellte. Sollte da nicht die Uebertreibung weitergehen, als wir wünschen und dulden können? Ist denn die Darstellung Bismarcks, einmal, wirklich so überraschend neu? Haben wir nicht Roons unendlich inhaltreichen und überdies weit verbreiteten Briefwechsel, auch und gerade mit Bismarck, haben wir nicht das Tagebuch des Kronprinzen aus den Kriegsjahren, eine Fülle anderer Correspondenzen und Actenstücke, vor Allem aus Bismarcks eigenstem Kreise und von seiner eigenen Hand, die kostbaren urkundlichen Enthüllungen des Bismarck-Jahrbuchs, längst besessen und verwerthet? eine Menge von Aufklärungen gerade über jenen steten persönlichen Kampf, der das Werden

[1]) Siehe dazu jetzt Delbrücks Entgegnung im Juniheft der Preuß. Jahrbücher 466 f.: auch damit kann ich nicht übereinstimmen, so gern ich ihm zugebe, daß Begeisterung und Kritik einander nicht auszuschließen brauchen.

unseres Reiches, das Dasein seiner großen Schöpfer begleitet hat? Seit vielen Jahren bereits hat Fürst Bismarck selber, in hundert wohlbekannten, persönlichen Aeußerungen, mit stark betonter Absicht, diese Kehrseite der Ruhmeszeiten scharf beleuchtet. Oder kennt wirklich nur der Historiker bisher diesen großen, in so vielen ursprünglichen Zeugnissen längst vor uns liegenden Stoff? Und sicherlich hat er nicht allen Anlaß, sich dieses Stoffes jetzt, nach dem Gebote seiner Wissenschaft, besonders lebhaft zu erinnern? Soll und muß er ihn nicht gerade verwerthen, um die neue Erzählung Bismarcks daran zu prüfen? Denn ohne Prüfung wird er doch wohl auch die gewaltigste Darstellung nicht zu lesen vermögen; ich meine, er kann auch die Denkwürdigkeiten des Mannes, der ihm als sein Heros und als sein Lehrer wie kein Anderer gilt, nicht anders lesen als mit seinem ganzen Wesen, mit der ihm natürlich und nothwendig gewordenen Art von Prüfung, von Kritik, die er doch nicht beliebig ablegen kann, um ihr erst dann ihr Recht zu lassen, wenn die Begeisterung das ihrige genossen hat. Wir stehen jetzt und allezeit unter der Weihe des hohen Namens, unter der Ehrfurcht, die der Genius gebietet, und suchen wahrlich keine Krittelei. Wir wollen dieses Werk betrachten, wie es uns Gewohnheit und Pflicht ist; und nicht, daß ich dies zu thun versuche, werde ich zu entschuldigen haben, sondern nur, daß ich es heute noch sehr unvollkommen zu thun vermag. Die

Fragen, die Bismarcks Erzählung aufrührt, lassen sich heute noch nicht erschöpfen, ja sicherlich noch lange nicht einmal alle erkennen und aufstellen. Ich will sie, nicht in systematischer Analyse des Werkes und seiner Eigenschaften, sondern derart in das Auge fassen, daß ich den Abschnitten der Denkwürdigkeiten folge und für jede Epoche und Gruppe das Wesentliche ihres Inhaltes und seiner Auffassung davon heraushebe und untersuche: dabei ergeben sich die allgemeinen Eigenschaften des Buches, die allgemeinen Probleme der Persönlichkeit, des Lebensganges von selbst; und von selber schließt sich am Ausgange die Untersuchung zu einer Art vorläufiger Gesammtcharakteristik zusammen.

III.

Entstehung. Form. Zuverlässigkeit des Einzelnen.

Wir wissen leidlich gut, wie die „Gedanken und Erinnerungen" entstanden sind. Schon als er 1877 an seinen Rücktritt dachte, plante Bismarck für die Zeit der Ruhe Memoiren, und Lothar Bucher sollte ihm dabei behülflich sein. 1890 ist beides zur That geworden. Nicht ohne Widerstreben freilich, und wie wir hören, von den Seinigen, insbesondere wohl von seinem Arzte[1]), immer wieder vorwärts gedrängt, entschloß sich der Gestürzte,

[1]) Schweninger 3. 7 ff.

an die Arbeit zu gehen, sich selber zur Beschäftigung und Befreiung, seinem Volke zur Belehrung. Mitgewirkt hat dann auch die geschäftliche Anregung des Verlegers Kröner (Cotta). Bucher hat sich alsbald an die Ordnung der Briefe im fürstlichen Archive gemacht. Dann hat der Fürst seinem alten Vertrauten seine Erinnerungen dictirt; wir können aus Buchers brieflichen und mündlichen Mittheilungen an Busch (October, December 1890)[1]) ziemlich gut verfolgen, wie das geschah. Die Dictate — Bucher stenographirte sie — beständen, so schildert er, aus lauter Bruchstücken; die Erzählung springe und breche oft beim Wichtigsten ab, so neulich bei den Beziehungen Bismarcks zu Napoleon vor 1870; er habe den Faden fallen lassen und ihn nicht wieder aufnehmen wollen. Er denke bei der Vergangenheit allzu viel an die Gegenwart, die er lehrend und warnend zu beeinflussen wünsche, und auf deren Verhältnisse er im Grunde die Geschichte nur einstelle. Im März 1891 heißt es, die Dictate seien zahlreich, aber sie enthielten Wiederholungen und innerhalb dieser abweichende Versionen. Bismarck selber sprach damals zu Busch von dem Werke ohne rechte Zuversicht. Bucher ließ den Freund in das Manuscript hineinsehen, nach Buschs Notizen scheint es, als wenn gewisse Theile bereits damals dem uns heute vor-

---

[1]) Tagebuchblätter Bd. III; vgl. auch Kaemmels Zusammenstellung, Grenzboten 1899 II 2 ff.

liegenden Texte fast entsprochen haben, während Anderes noch nicht in die Form gebracht war. Im September desselben Jahres schilderte ein Brief Buchers, wie er die Dictatenmassen zerschneide und dann von Neuem zu Mosaiken, zu Capiteln, deren vierzehn fertig geworden seien, zusammenfüge, und klagte über die chronologischen Fehler und über die Unlust des Fürsten, mit denen er zu kämpfen habe. Und diese Klagen mehren sich Anfang 1892; weder das Gedächtniß noch das Interesse des Fürsten findet sein Mitarbeiter ausreichend, er wirft ihm vor, Thatsachen — wie etwa die der Vorgeschichte des französischen Krieges — zu verschieben, Mißerfolge — wie den Culturkampf — von sich abzuwälzen u. s. f. Er und Busch kommen in dem Urtheile überein, der Mann, der die Geschichte der letzten Jahrzehnte gemacht habe, verstehe es nicht, sie zu erzählen.

All' das hat Bucher kurz vor seinem Tode — er starb am 12. October 1892 — geäußert, ein kranker und, wie ihn Bismarck schon vor einem Jahrzehnte charakterisirt hatte, ein übellauniger und verbitterter Mann. Niemand wird diese Urtheile einfach hinnehmen. Man wird erwägen, wie unbehaglich die Thätigkeit Buchers naturgemäß war; denn er, der Mann der Feder, stellte an das Buch von vornherein hohe und absolute Forderungen, wie sie Bismarck, dem die literarische Arbeit im besten Falle ein Nebenwerk war und wenig am Herzen lag, gar nicht daran dachte zu

theilen oder zu erfüllen. Bismarck wollte ja keine wirkliche Geschichte schreiben; was Bucher gelegentlich tadelte, das eben vor Allem wollte er: seine Gegenwart praktisch belehren; die Benennung des Werkes als „Gedanken und Erinnerungen" geht auf einen Hinweis Buchers zurück, aber sie drückt genau das aus, was Bismarck geben wollte; Bucher hätte nichts Anderes von ihm verlangen und sich nicht beschweren dürfen. Und welches Buch schließlich kommt ohne Klagen und Unzufriedenheit zur Welt? Wir ziehen von Buchers Bitterkeiten ein gutes Stück ab; übergehen aber können wir sie nicht, schon weil so Manches, was an dem fertigen Buche überrascht, Einzelnes und Allgemeines, doch deutlich auf diese seine Anfangszeiten zurückweist, von denen wir nirgends so viel Anschauung gewinnen wie in den Bucherschen Ergüssen. Sein Antheil an der ersten Form der „Gedanken und Erinnerungen" ist darnach sehr bedeutend, er betrifft die Zurechtlegung und Verwerthung des in Friedrichsruh vorhandenen urkundlichen Materials, die Niederschrift, Ordnung, Verbesserung des Textes; aber auf den Kern des Inhaltes erstreckt er sich nirgends, und auch die Worte stammen, wenn auch nicht ohne Rest, von Bismarck selbst. Die Unlust des Fürsten muß doch geringer gewesen sein, als Bucher sie darstellt, oder sie hat wenigstens später nachgelassen. Wir erfahren durch Kohl, daß der erlauchte Verfasser sein Buch zu wiederholten Malen durchcorrigirt und stark ergänzt hat; daß

1893 der Text zum ersten Male gedruckt worden ist, und daß die Fahnen als neues Manuscript gedient und noch mancherlei Aenderungen, Berichtigungen, persönliche Milderungen und zugleich mancherlei Vervollständigung durch politische Reflexionen erfahren haben. Andere, insbesondere Kohl selbst, haben noch geholfen, äußerliche Ungenauigkeiten zu beseitigen; die Nacharbeit Bismarcks hat sich, freilich wohl in abgeschwächter Gestalt, bis in seine letzten Jahre hinein gezogen. Aber die breiten Lücken, die bei Buchers Tode noch offen standen, sind, so hören wir, nicht mehr ausgefüllt worden; man darf bestimmt vermuthen, daß die noch ungedruckte Fortsetzung des Werkes auf die in den zwei vorliegenden Bänden behandelten Zeiten nicht zurückkommt. Als einen Torso hat der greise Staatsmann sein Erinnerungsbuch hinterlassen; über die Veröffentlichung scheint er selber nichts mehr bestimmt zu haben.

Was uns jetzt vorliegt, gibt sich natürlicherweise als einheitlichen Text. Kohl spricht von Spuren zwei-, drei-, vierfacher Redaction an manchen Capiteln; von dem Facsimile einer eigenhändigen Niederschrift, das dem zweiten Bande beigefügt ist, weicht die gedruckte Fassung desselben Abschnittes (I, 11) durch leise Verbesserungen und Zuspitzungen des Ausdrucks ab. Gelegentlich meint man zu spüren, wo das Dictat aufhört und der eigenhändige Nachtrag einsetzt, und an manchen Stellen wüßte man allzu gern, wie sich die verschiedenen Redactionen

von einander scheiden. Das bloße Stilgefühl kann, zumal da ja auch der Buchersche Text Bismarckschen Ursprunges ist, gar leicht trügen; hoffentlich gibt uns Kohl einmal von der Zusammensetzung, der Schichtung des Manuscriptes eine genaue kritische Nachricht und spart so den künftigen Historikern und Philologen Mühe und Ruhm einer doch immer ungewissen Zergliederungsarbeit.

Der schriftstellerische Eindruck entspricht noch heute bei der Mehrzahl der Capitel der Entstehungsweise, wie sie die verstimmten Schilderungen Lothar Buchers berichten. Einige Capitel sind aus einem Gusse; es sind diejenigen, in denen eine größere Entwicklung in knappem Rückblicke zusammengefaßt, ein allgemeiner politischer Gedanke zur inneren Politik (Dynastien und Stämme) oder zur äußeren (Rußland und Oesterreich) lehrend dargelegt, eine Persönlichkeit wie der alte Kaiser geschildert, eine Episode wie der 1863er Zusammenstoß mit dem Kronprinzen actenmäßig erzählt wird. Die übrigen aber sind „Mosaikwerk". Sie fassen je unter einem Gesammttitel verschiedenartige Stücke zusammen, die nicht immer dem Titel entsprechen. Manchmal sieht man deutlich, wie der Fürst sein Dictat an ein Actenstück oder mehrere, die er gerade besaß, angeknüpft hat; das ist der Kern geblieben, Anderes wird um ihn herum gruppirt. Auch die Lesung neuer Bücher, wie des Haymschen Duncker, gibt ihm wohl einmal die Anregung. Da kommen denn

Lücken, Sprünge, Wiederholungen reichlich vor; gelegentlich Einschübe, die in den Zusammenhang nicht passen; mehr als ein Capitel behält den Charakter des Splitterhaften. Das ganze Werk ist eben nicht literarisch gemeint; wie „ein natürlich gewachsener Wald, nicht wie ein wohlcomponirter Park“ (Meinecke) ist es zu Stande gekommen, und sicher kann man sagen, daß es an Ursprünglichkeit gewinnt, was es an künstlerischer Einheit vermissen läßt. Auch der Reiz der Darstellung ist sehr verschiedenartig. Erstrebt wird er, nach Bismarcks Art, überhaupt nicht, und manchmal fehlt er in der That. Selten erreicht er die Höhe der früheren Kundgebungen Bismarcks in Rede und Schrift. Darum bleibt doch die Form auch der Denkwürdigkeiten echt Bismarckisch — in der sachlichen Wucht, der Einfachheit und Plastik der Sprache, die so oft an die Actensprache des Geschäftsmannes anklingt und doch immer ihren eigenen, natürlich-großen Stil besitzt; in der Prägung von Epigrammen, der Schärfung von Pointen, die man nie wieder vergißt[1]); in der Fülle der erlebten und angeschauten Bilder, die auch hier oft genug überraschen. Es sind plaudernde Schilderungen von hinreißender leichter Grazie eingestreut, wie etwa die vom französischen, auch die

[1]) — „Man nannte das später ‚moralische‘ Eroberungen; es war die Hoffnung, daß Andere für uns thun würden, was wir selbst nicht wagten.“ (I, 77.)

vom russischen Hofe. Es sind manchmal mit knappen Strichen machtvolle Bilder entworfen; wer sähe nicht den König und seinen Minister auf jener Fahrt zwischen Jüterbogk und Berlin oder im Schlosse zu Nikolsburg leibhaftig vor seinen Augen? Erstaunt ist man dann wieder, wie der dramatisch inhaltreichste aller Auftritte, die Bismarck zu erwähnen hat, das Babelsberger Gespräch vom 22. September 1862, ohne jeglichen Aufwand dramatischer, geschweige denn pathetischer Schilderung beschrieben wird. Es sind Menschen gezeichnet, mit wenigen Zügen, mit unübertrefflicher Kunst schneidender Charakteristik, die mit zwei, drei anschaulichen Einzelheiten das ganze Wesen einer Person lebendig hinstellt: natürlich dann nicht ohne die Absicht, zuzuspitzen, zu carrikiren; man erinnere sich der blutig sarkastischen Weise, wie Harry von Arnim (2, 162) eingeführt wird. Da gibt sofort das erste Detail den Grundton für ein ganzes Capitel an. Und wie mächtig weiß Bismarck solche leitenden Klänge anzuschlagen; wie wundervoll beherrschen die wenigen Sätze über Wilhelms I. letzte Krankheit die ganze Charakteristik, an deren Eingange sie stehen! Der unbewußte Künstler in Otto von Bismarck hat auch in diesem Buche seines Greisenalters noch seinen Reichthum entfaltet. Auch künstlerisch wirkt er nach seiner Art da am meisten, wo er die Dinge berührt, die ihm sachlich die wichtigsten sind: wo er den Inhalt seiner weitesten politischen Gedanken

oder seiner tiefsten persönlichen Stimmungen in majestätischen Betrachtungen ausströmen läßt, da hat auch Ausdruck und Klang die ganze Monumentalität seiner größten Tage. Am vollsten wirken ihrer Form nach allerdings die eingefügten Schriftstücke aus der früheren Zeit; niemals hat Bismarck etwas Schöneres geschrieben als die Erzählung seines prophetischen Traumes von 1863, wie sie der Brief an Kaiser Wilhelm (18. Dec. 1881; II, 194) faßt; und man darf anmerken, daß die an sich vielleicht allzu häufige Einfügung dieser Stücke von den 40er Jahren ab den Denkwürdigkeiten zugleich den Werth eines Spiegels gibt, in dem alle Gestalten ihres Verfassers aus einem halben Jahrhunderte in Proben seiner jeweiligen Sprache vor uns hintreten. Auch der alte Bismarck von 1891, nicht mehr so überwältigend wie der der Briefe, Denkschriften und Reden, die wir kannten, ist eben doch immer noch er selbst. Und wenn ich die Bezeichnung als Kunstwerk für das Ganze der „Gedanken und Erinnerungen" und für die meisten seiner Einzelcapitel durchaus ablehnen muß, so bleiben sie auch literarisch, trotz aller Unvollkommenheit und gerade in der Eigenart ihres Zustandes, ein kostbarer Besitz: schon aus allen äußeren Gründen hat unsere Literatur Anlaß, denen, die uns diesen Besitz übermittelt haben, zu danken.

Mich geht vor Allem die Charakteristik und Prüfung des Sachlichen, des historischen Inhalts an. Zunächst: wie steht es da mit der stofflichen

Zuverlässigkeit im Einzelnen? Memoiren pflegen in erster Reihe auf dem Gedächtnisse des Verfassers zu beruhen. Hier nur ein Hinweis auf diese Fragen einer so zu sagen niederen Kritik: sie können in diesen Aufsätzen nur gestreift werden. Bismarck hat sich, wo immer er konnte, an die Acten, die er zur Hand hatte, angelehnt; aber sie reichten nicht aus, auch bei ihm mußte die Erinnerung wesentlich nachhelfen, und daß sie irren könne, gab er ausdrücklich zu. Auch Bucher hat, nach Buschs Zeugniß, die volle Sicherheit von Bismarcks Gedächtniß angezweifelt; Kohl dagegen hat sie wiederholt auf das Stärkste behauptet. Er glaubt sie in besonders schlagender, ja verblüffender Weise zu erhärten durch die Nebeneinanderstellung des 1862 in einem Briefe erstatteten Berichtes über eine Audienz bei Napoleon III. und des Berichtes der Denkwürdigkeiten über diese Audienz; die beiden Texte, beide ziemlich ausführlich, stimmen, bei leichten Abweichungen, doch im Sinne und in der Satzfolge völlig und auch im besonderen Ausdrucke oft bis in das Feinste hinab mit einander überein. Kohl versichert, Bismarck habe seine Erzählung, dreißig Jahre nach dem Ereignisse, ohne schriftlichen Anhalt, in dieser erstaunlichen wörtlichen Sicherheit „frei aus dem Gedächtniß" zu Papiere gebracht. Ist das der Fall, so ist es überaus merkwürdig; auch ein höchst charakteristisches Detail, wie es für Bismarck diese Unterredung war, haftet über eine so lange und

so unendlich bewegte Zeit hinweg schwer in solchem Wortlaute selbst in dem schärfsten Gedächtnisse; es wäre ein Erinnerungsvermögen, das über alles Menschliche hinauszugehen schiene. Ich habe für Kohls Behauptung bei Vielen, die sie gelesen hatten, den überall gleich entschiedenen Unglauben gefunden; ich will kein absolutes Urtheil wagen, aber sie positiv anzunehmen vermag auch ich nicht. Es möge mir erlaubt sein, des Beispiels halber einen anderen Fall hier aufzuführen, den man, so wenig bedeutsam er an sich ist, bei der Unsicherheit dieser Dinge doch vielleicht als eine Art Controlmittel verwerthen kann: wenigstens zeigt er, zu welchen Fragen und Schwierigkeiten die Erzählungen Bismarcks da, wo Controlmaterial vorhanden ist, Anlaß geben können.

Am 27. November 1870, so erzählt Bismarck (II, 117), ist Graf Holnstein, der als Vertrauensmann König Ludwigs von Bayern in Versailles weilte, auf die Bitte des Kanzlers in kritischer Stunde zu seinem Herrn nach Hohenschwangau gereist, um mit Hülfe eines Bismarckischen Schreibens an seinen König diesen zu veranlassen, daß er bei Wilhelm I. und bei den deutschen Souveränen den Antrag auf Uebernahme des Kaisertitels durch das preußische Bundespräsidium stelle. Jenen Brief an Ludwig von Bayern schrieb der Kanzler, „um die Beförderung nicht zu verzögern, sofort an einem abgedeckten Eßtische auf durchschlagendem Papier und mit widerstrebender Tinte.“ Den Inhalt des

Briefes hat die Darlegung gebildet, das bayrische Selbstgefühl könne sich wohl mit der Führung der Präsidialrechte durch den deutschen Kaiser, nicht aber mit der durch den preußischen König befreunden: dieser sei den Bayern doch nur der Nachbar, jener würde ihnen der Landsmann sein. „Dieser Hauptlinie meiner Argumentation hatte ich noch persönliche Argumente hinzugefügt, in Erinnerung an das besondere Wohlwollen, welches die bayrische Dynastie zu der Zeit, wo sie in der Mark Brandenburg regierte, während mehr als einer Generation meinen Vorfahren bethätigt habe. Ich hielt dies argumentum ad hominem einem Monarchen von der Richtung des Königs gegenüber für nützlich, glaube aber, daß die politische und dynastische Würdigung des Unterschieds zwischen kaiserlich deutschen und königlich preußischen Präsidialrechten entscheidend ins Gewicht gefallen ist."

Das kann man doch nur so verstehen, daß jener Brief Bismarcks sowohl die sachlichen politischen Argumente, wie die persönliche historisch-legitimistische Betheuerung an Ludwig II. in sich enthalten hat; ausdrücklich und mehrmals sprechen die „Erinnerungen" von einem, d. h. nur einem Brief. Nun ist aber das Concept des Bismarckischen Briefes erhalten und im ersten Bande (S. 353) der Denkwürdigkeiten von dem Fürsten selber abgedruckt. Es fällt schon auf, daß für das rasch und einigermaßen formlos hingeworfene Schreiben „auf durchschlagendem Papier und mit widerstrebender Tinte" ein

durchaus formvolles Concept, mitsammt allen Curialien in der Ueberschrift, vorhanden ist. Aber es wäre ja denkbar, daß der Kanzler nur die Reinschrift in äußerster Eile bewerkstelligt hätte? Das Concept hat im Uebrigen den politischen Inhalt, den Bismarcks Referat ihm zuweist: der Kaisertitel ist ein Erforderniß der Rücksicht auf die deutschen Fürsten und Stämme. Nur führt Bismarck in jenem Referate diesen Inhalt zugleich breiter und schärfer aus als in dem Concepte; er entwickelt in dem Referate seine volle Meinung, die das Concept nur mehr andeutet. Ferner enthält das Concept eine Versicherung lebhafter Dankbarkeit und Ergebenheit des Kanzlers gegen den König, dessen nationale Verdienste warm gerühmt werden. Die Anspielung auf das uralte Verhältniß der Bismarck zu den Wittelsbachern aber, das argumentum ad hominem, fehlt. Kohl hatte wohl daraus den Schluß gezogen, den er in einer Anmerkung (zu I 353) ausspricht: die Reinschrift scheine noch Zusätze bekommen zu haben. Nun besitzen wir aber die Reinschrift. Frau Luise von Eisenhart-Kobell hat sie, aus dem Originale Bismarcks, das ihr Mann von König Ludwig zum Geschenk erhalten habe, in der „Deutschen Revue" (Januar 1899, Seite 33) veröffentlicht [1]. Und in der That zeigt sie Abweichungen von dem Entwurfe. Die Sätze

[1] Jetzt wieder abgedruckt in der Schrift: König Ludwig II. und Fürst Bismarck im Jahre 1870, von Luise von Kobell (bei Duncker und Humblot 1899), S. 45, mit prächtigem Facsimile.

über die Kaiserfrage sind zum Theile präziser gefaßt, daneben aber auch erweitert, Ludwigs Interesse daran, daß er als Erster handle, ist noch ausdrücklich betont. Aber jenes Wittelsbacher Argument fehlt auch hier. Wie ist das nun zu erklären? Es handelt sich ja doch um Dinge von großer sachlicher Tragweite, und innerhalb deren um eine überaus charakteristische Einzelheit; Fürst Bismarck hatte sie wohl auch früher schon, im Gespräche, erwähnt, er legte Gewicht auf sie. Trotzdem muß ja doch wohl ein Irrthum irgendwelcher Art hier vorliegen; gleichzeitig mit dem Verfasser dieser Abhandlung[1]) haben auch Andere daran Anstoß genommen und haben versucht, ihn zu erklären. Kohl hat (in seinem Wegweiser S. 88) auf die Worte hingewiesen, die Ludwig II. am 1. September 1880 dem Reichskanzler, in einem Dankbriefe für dessen Glückwunsch zum 700 jährigen Jubiläum des Hauses Wittelsbach (abgedruckt in Bismarcks Erinnerungen I 372), geschrieben hat: „Es war für mich von besonderem Interesse, zu vernehmen, daß schon meine Vorfahren Anlaß hatten, Ihre Familie hochzuschätzen und auszuzeichnen.“ Also hatte Bismarck im August 1880 diese historischen Verbindungen erwähnt, und sein Gedächtniß hat das argumentum lediglich in die ältere Correspondenz hinaufverlegt. Kohl nennt

[1]) Ich bemerke, daß ich an dieser Stelle den Text meines Aufsatzes (Deutsche Rundschau, Aprilheft S. 53) erweitert und berichtigt habe.

dies „einen kleinen Irrthum". Wäre er das in der That? Ich meine, es wäre ein auffallend starkes Versehen in wichtiger Sache, und habe nicht geglaubt, ein solches Versehen ohne zwingenden Beweis voraussetzen zu dürfen. Näher schien mir zu liegen, daß der Fürst im November 1870 etwa noch anderweit mit Ludwig II. correspondirt haben könnte und daß sich die Erinnerung daran in seinen Bericht über die Sendung vom 27. November eingeschoben hätte; und nicht auszuschließen wenigstens war auch die Möglichkeit, daß neben dem durch Frau v. Eisenhart-Kobell erhaltenen Hauptbriefe noch ein zuletzt eilig hingeworfener Beibrief das argumentum ad hominem gebracht hätte. Freilich, die Antwort Ludwigs II[1]) enthält nichts, was über den uns vorliegenden Text des officiellen Bismarckischen Schreibens hinausdeutete: denn bereits dieses Schreiben wird ja durch eine ausführliche und stark persönliche Ergebenheitsbetheuerung eingeleitet. Und als Ludwig Ende November 1870 seinem Cabinetssecretär Eisenhart „den Brief Bismarcks" hinreicht — so erzählt dessen Gemahlin S. 43 —, da redet er nur von diesem einen; aus den Veröffentlichungen der Frau von

[1]) „Mein lieber Graf! Mit lebhaftem Vergnügen habe ich bemerkt, daß Sie trotz zahlreicher und dringender Geschäfte Muße gefunden, Ihren Gefühlen gegen mich Ausdruck zu verleihen. Ich sende Ihnen deshalb meinen wärmsten Dank: denn ich lege hohen Werth auf die ergebene Gesinnung eines Mannes, nach dem das ganze Deutschland freudigen Stolzes seine Blicke richtet. —" Gedanken und Erinnerungen I 354.

Eisenhart geht hervor, und sie hat es mir auf meine Frage freundlichst bestätigt, daß sie, abgesehen von dem Formular für die an Wilhelm I. zu richtende Erklärung, immer nur von Einem Schreiben des Kanzlers an den bayrischen König gewußt hat. Ist Ludwig II. nur dieses eine abgegeben worden oder hat er nur dieses eine, feierlichere, erwähnen mögen, das zweite, ganz persönliche, formlosere aber — aus welchen Beweggründen immer — völlig unterdrückt? Immerhin: es scheint trotz Allem, daß Bismarck ihm wirklich zwei Briefe geschrieben hat. In der zweiten Auflage von Poschingers „Bismarck nnd die Parlamentarier" [1]) erzählt ein Privatbrief des Abgeordneten Lohren vom 22. Juni 1884 von Aeußerungen, die der Kanzler zwei Tage früher auf einem seiner politischen Frühschoppen gethan habe. Danach hatte er, während Holnstein sich zur Rückreise fertig machte, „das Schreiben an den König entworfen und einen privaten Brief beigelegt, um seinen Rathschlägen ein erhöhtes Gewicht zu geben; — ein Ausnahmefall in seinem politischen Leben." Den Inhalt dieses Briefes haben die uns bekannten politischen Beweisgründe gebildet: es liegt im Interesse der Fürsten, freiwillig die Initiative ergriffen zu haben, ein deutscher Kaiser muß ihnen

[1]) I 270. Ich verdanke den Hinweis auf diese Stelle und damit die Berichtigung meiner früheren Zweifel einem gütigen Briefe des Kais. Gesandten z. D. Herrn Geheimrath Kranel zu Freiburg i. B.

selbst ein erwünschterer oberster Kriegsherr sein als ein preußischer König. „Der private Theil des Schreibens habe nur darin bestanden, daß er nicht bloß als Staatsmann dem Könige rathe, sondern als alter Freund der bayrischen Dynastie, gewissermaßen als ein alter treuer Vasall.“ Diese Mittheilungen scheinen doch den Ausschlag zu geben. Allerdings, wie sich nun die Argumente auf die beiden Briefe vertheilt haben, darüber möchte ich bei dem Stande unserer Quellen doch keine Entscheidung treffen. Soll man annehmen, daß der zweite noch einmal auch die politischen Motive wiederholt hat, oder wird er lediglich das Persönliche hinzugefügt oder etwa noch die Dringlichkeit von Holnsteins rascher Fahrt begründet haben? In jedem Falle, die Erzählung in Bismarcks Denkwürdigkeiten ist nicht genau; auf das in seinem Archive ruhende Concept, das wir aus seinem eigenen Werke kennen, hat der fürstliche Schriftsteller keine Rücksicht genommen; er hat, wenn der Thatbestand von uns richtig hergestellt worden ist, trotz jenes ihm zugänglichen Actenstückes die zwei Briefe in einen zusammengezogen und irgend einen Irrthum also jedenfalls begangen. Es wird aus dem Beispiele zu folgern sein — sicherlich kein Vorwurf gegen den großen Verfasser, der ja gar nicht die Absicht hatte und haben konnte, als kritisch erzogener Historiker urkundlich genau zu arbeiten; auch keine zu allgemein ablehnende Skepsis gegen solche Angaben Bismarcks, für die

es uns im Augenblicke an Beweisen oder Aufklärungen fehlt, denn der Brief bei Poschinger zeigt uns ja eben, daß der Bericht der „Gedanken und Erinnerungen“ keineswegs, wie es Kohls Vermuthung wollte, einfach auszustreichen ist — wohl aber zu folgern sein, daß eine unbedingte und wörtliche Annahme Bismarckscher Erzählungen doch wiederum gefährlich sein würde, gefährlich auch da, wo wir von vornherein geneigt sein dürften, seinem Gedächtniß besonders zu trauen. Und ferner: vergleicht man sein nach der Erinnerung gegebenes Referat über die Gründe, die er Ludwig von Bayern entwickelt habe, wenigstens mit der uns zugänglichen authentischen Fassung des einen Briefes (im Concept und in der Reinschrift), so zeigt sich, wie ich anführte, daß die Wiedergabe inhaltlich im Ganzen treu ist, daß sie aber den Klang immerhin einigermaßen verändert. So, wie sein Referat es faßt, wird sich Bismarck auch in dem zweiten Briefe, wenn dieser die gleichen Dinge überhaupt noch einmal erörtert haben sollte, zu dem Könige von Bayern schwerlich ausgedrückt haben, sondern wohl auch da vorsichtiger, bedingter. Ebenso ist die gleich darauf folgende Wiedergabe des Briefes Ludwigs II. an König Wilhelm derart, daß sie, wenn man nicht den Wortlaut dieses Briefes selber heranzieht, den Leser zu einer wenigstens nicht völlig richtigen Anschauung von diesem Wortlaute veranlaßt [1]). Man

[1]) Vergl. Band II, S. 119 mit Hahn, „Fürst Bismarck“, Band II, S. 264.

wird also doch gut thun, solche Angaben über Actenstücke, die dem Verfasser der Denkwürdigkeiten nicht vorlagen und dem Leser nicht vorliegen, mit einiger Vorsicht zu benutzen. Natürlich! die Hauptabsicht eines Schriftstückes bleibt dem Darsteller in der Erinnerung, die Einzelheiten verschieben sich allzu leicht, und selbst die Färbung des Ganzen kann doch Veränderungen erfahren, die für den Historiker nicht unwichtig sind. Die große Denkschrift aus Nikolsburg (II, 43) war dem Fürsten in Friedrichsruh offenbar nicht zur Hand; das Referat, das er von seiner Unterredung mit dem Könige gibt, und das ja wohl die Denkschrift ersetzen soll, möchte ich nicht einfach in Allem für sicher hinnehmen[1]). Sodann auch die lebendige, in directer Rede und Gegenrede auftretende Erzählung von dem 1859er Gespräche Bismarcks mit dem Prinzregenten (I, 203, 210). Vorläufige Zweifel der Art hat mir ein Fachgenosse ferner gegenüber den Gesprächen aus der Zeit des Krimkrieges mitgetheilt, bei deren chronologischer Einordnung sich Schwierigkeiten ergäben, die erst noch nachzuprüfen seien[2]). Nicht ganz zu-

[1]) Darüber jetzt ausführlicher und tiefer, jedoch ganz im Sinne dieses Fragezeichens, Lenz (Juliheft der Deutschen Rundschau 135 f.). Ebenso offenbar Meinecke 289.

[2]) Es war Max Lenz, dessen eingehende Abhandlung über die den Krimkrieg betreffenden Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen" seither im Juniheft der Deutschen Rundschau erschienen ist. Seine Ergebnisse, die auf einer kritischen Vergleichung der 40 Jahre nach den Ereignissen niedergeschriebenen „Erinnerungen" mit den während der Ereignisse

treffend sind unzweifelhaft auch die „Beiträge“ zur Geschichte des 19. März 1848 (I, 29) [1]), obwohl sich Bismarck hier in stiller Polemik, also berichtigend,

---

entstandenen originalen Quellenzeugnissen, zumal den Briefwechseln Bismarcks mit Gerlach und mit Manteuffel, den Tagebüchern Gerlachs, beruhen und die, wie alle heutigen Arbeiten über diese immerhin noch nahe und keineswegs allseitig aufgehellte Epoche, Verbesserungen und Ergänzungen unterliegen mögen, scheinen mir doch in den Hauptsachen sicher begründet zu sein. Sie kommen auf das Folgende hinaus. Die einzelnen Gespräche, Briefe, Rathschläge, von denen die „Gedanken und Erinnerungen“ berichten, lassen sich entweder zeitlich nicht sicher einordnen oder scheinen, soweit sie zeitlich eingeordnet sind, mit den thatsächlichen Verhältnissen des betreffenden Augenblicks im Einzelnen nicht immer vereinbar zu sein: Bismarcks Gedächtniß ist nicht ganz scharf geblieben. Und noch mehr (das geht freilich über den Kreis, den dieses Kapitel bei mir zu erörtern hatte, bereits hinaus, weil es nicht bloß die Richtigkeit der erzählten Einzelthatsachen, sondern die Richtigkeit der allgemeineren Auffassungen des Memoirenschreibers berührt): Bismarck glaubt, von seinem Frankfurter Posten wider seinen eigenen Willen zu den Berathungen bei Hofe durch den König entboten und ebenso wider seinen Willen bei Hofe festgehalten worden zu sein. Die Briefwechsel aber zeigen, daß er selber jene Berufungen gewünscht und veranlaßt hat; und auch seine Darstellung seines Verhältnisses zum Könige wie zu den Hofparteien widerspricht mehrfach dem Eindrucke, der sich aus den Briefen ergibt. Die Abweichungen sind für Niemanden, der mit der Psychologie von Memoiren vertraut ist, überraschend, aber sie sind unleugbar und sie sind nicht gering. — Auch aus dem zweiten Artikel von Lenz (siehe die vorhergehende Anmerkung) gehören mehrere Untersuchungen einzelkritischen Inhalts hierher.

[1]) Vgl. Wilh. Busch, Die Berliner Märztage, 1899. Auch Diest-Dabers Streitschrift hat hier eingesetzt.

auf die veröffentlichten Darstellungen Anderer bezieht. An der Legende, daß Graf Brandenburg, nach vergeblichem Ringen gegen oder um Friedrich Wilhelm IV., an dem Kummer über eine durch den König und die ministerielle Mehrheit verursachte Demüthigung Preußens gestorben sei, hält Bismarck (I, 66, 279) fest[1]).

Gewiß sind das wesentlich Kleinigkeiten, und ich wiederhole, daß ich gar nicht daran denke, sie aufzubauschen oder etwa eine Anklage aus ihnen abzuleiten. Sie werden sich mit der Zeit, bei eindringenderer Einzelforschung, zweifellos noch stark vermehren, ich selbst habe in diesen Aufsätzen später gelegentlich wieder zu den Werkzeugen dieser technischen Einzelkritik zu greifen, wo es die Sache

[1]) Ich entnehme einem Briefe und einem lehrreichen Vortrage Th. Schiemanns (der mir erst während der Druckcorrectur in seiner gedruckten Form, Deutsche Rundschau, Augustheft, S. 300 ff., zugeht), daß auch hier Bismarcks Angabe nicht einfach zu streichen ist. Entgegen der Darstellung Sybels hat auch Friedrich Wilhelm IV. den Tod Brandenburgs auf eine heftige politische Erregung zurückgeführt; daß Brandenburg an den Conflicten jener Tage gestorben sei, würde demnach wenigstens nicht ohne Weiteres als „Legende“ bezeichnet werden dürfen, und Bismarck berichtigte wahrscheinlich mit Bewußtsein die zu weit gehende Kritik, die Sybel an dieser Legende geübt hatte. Aber freilich: die Ursache von Brandenburgs Tod wäre auch dann Schwarzenberg gewesen und keineswegs, wie es Bismarck der alten Ueberlieferung gemäß doch voraussetzt, der Conflict des ehrliebenden Brandenburg mit der Friedensseligkeit des Königs und der preußischen Minister: also Bismarcks Auffassung, so scheint mir, bliebe trotzdem irrthümlich.

verlangt; hier sei es mit den wenigen Beispielen oder Andeutungen, die ich gegeben habe, genug. Das Eine aber folgt daraus, und nur darauf kam es hier an: es erweist sich, was ohnehin selbstverständlich sein mag, aber doch zugleich erwiesen sein will, daß auch dieses Buch stofflich auf dem persönlichen und deshalb mehr oder weniger schwankenden Grunde steht, wie alle anderen Erinnerungen auch. Man darf diese natürlichen Bedingungen der Darstellung nie aus dem Auge verlieren, und nicht einfach als Thatsachen das hinnehmen, was doch zunächst nur Aussagen, und zwar zum großen Theile weit spätere Aussagen, eines gewichtigen Zeugen über Thatsachen sind. —

Wir aber wenden uns den großen Zügen der Darstellung zu. Zuerst: was verkündet uns Fürst Bismarck von dem Boden, in dem er wurzelt, von den Entwicklungszeiten und -quellen, die für einen Menschen maßgebend zu bleiben pflegen: von seiner Jugend und deren Mächten?

IV.

Die Jugendzeit. Das alte Preußen.

Wie Vieles möchten wir aus Bismarcks Kindheit und Jugend erfahren! Für wie Vieles am Wesen des Mannes würden wir dort den Schlüssel suchen! Da zeigen es gleich die ersten Seiten seines Buches: eine Selbstbiographie im innerlichen Sinne ist es nicht und will es nicht sein.

Es wird einmal eine Aufgabe für sich sein, die sich nicht im Vorübergehen lösen läßt, die „Gedanken und Erinnerungen“ mit den berühmten Memoiren der Weltliteratur zu vergleichen, und durch die Bestimmung von Aehnlichkeiten und Abweichungen das Typische und das Besondere an ihnen hervortreten zu lassen. Wir denken unwillkürlich zuerst an die beiden großen Vorgänger Bismarcks in unserer Geschichte, die ja auch beide ihr eigenes Leben beschrieben haben, an Goethe und Friedrich II. Sachlich am nächsten würden die Denkwürdigkeiten der Staatsmänner liegen, sicherlich in erster Reihe König Friedrichs; aber auch Cäsars, Richelieus [1]), Napoleons I., Metternichs, Boyens, Guizots, Beusts — ich nenne nur diese Namen, die schon eine Fülle von Verschiedenheiten und von Anregungen bedeuten würden; zweifellos aber würden auch Goethe und die Seinen herbeizuziehen sein. Von der eigenen Person gehen ja, wie verschiedenartig immer, doch zuletzt Alle aus; das thut auch Bismarck. Aber — das ist der alles Andere beherrschende Eindruck — er thut es ohne einen Hauch von Eitelkeit, von Selbstbespiegelung und Selbstruhm; seine ganze ungewollte,

[1]) Ich kann es mir nicht versagen, nach dem Vorgange und der Anregung Alfred Doves auf die monumentalen Sätze hinzuweisen, mit denen Ranke (in den Analekten der Französischen Geschichte, Werke XII 180 f.) Richelieus Memoiren charakterisirt hat: man versäume nicht, sie nachzuschlagen! Es ist beinah verblüffend, wie sehr sie auf Bismarcks Buch gemünzt erscheinen.

elementare Größe wird schon durch diese eine Thatsache bezeichnet, sie hebt sein Buch, nach der Kraft des Charakters, auf einen Gipfel aller Memoirenliteratur empor. Von sich redet er überall, aber immer nur unter dem Gesichtspunkte seines Wirkens, seines Werkes, seines Kampfes. Um seiner selbst willen betrachtet er sich nirgends; seine Persönlichkeit — was ja doch, wie so manches Beispiel erweist, auch ohne Eitelkeit möglich wäre — durch Selbstbeobachtung in ihrer Entwicklung zu erfassen und zu begleiten, sie als ein wissenschaftliches Object, wissenschaftlich-künstlerisch, gleichzeitig von innen und von außen her zu betrachten, reflectirend und analysirend: das liegt ihm ganz fern. Daß er das innere „Werden des Genius" darstellen könnte — ihm wäre solches Bestreben sicherlich doch als eine schnöde Eitelkeit und zudem als eine unfruchtbare Spintisirerei erschienen; der Gedanke lag außerhalb seiner Welt. Er war nicht Goethe. Der Historiker mag wünschen, Bismarck hätte seiner Darstellung noch andere Ziele gesetzt; aber er wird selbstverständlich anerkennen, daß Bismarck im höchsten Sinne Recht hatte, seine Gesichtspunkte, so wie sie ihm natürlich waren, in seiner großartigen Wahrheit, d. h. Selbsttreue einzuhalten: ja, daß er gar nicht anders konnte. Er trat an den Gegenstand naturgemäß mit anderen Absichten heran als wir: sie werden uns alsbald genauer sichtbar werden. Für uns ergeben sich daraus freilich Lücken, die auch wir nicht umhin können als solche zu be-

zeichnen; wir stellen nothgedrungener Weise Fragen, auf die Bismarck nicht antworten wollte oder nicht so geantwortet hat, wie wir es wünschen müssen.

Kaum irgendwo sonst hat er so viele Mittheilungen, die nur seine Person betreffen, gemacht wie in dem Eingangscapitel, für die Zeit vor 1848. Es handelt sich um seine Lehrjahre im Staatsdienste, aus dem er so früh ausgeschieden ist: er spricht von den unerfreulichen Eindrücken, die er dort empfangen habe, und erläutert sie an Einzelheiten; er berührt dabei die Wandlung seiner staatlichen Anschauungen zwischen 1832 und 1848. Es handelt sich um Mächte, unter deren Einfluß sein gesammtes Leben geblieben ist. Wir suchen die Welt, innerhalb deren er geboren und herangewachsen ist, die Heimath seiner Natur, seiner ganzen Art. Es ist diese altpreußische Welt, die Güter seiner Eltern, das Berlin der zwanziger und dreißiger Jahre. Ich habe in einem früher angeführten Aufsatze[1]) vor Kurzem die Gegensätze dieser Welt, insofern sie für Bismarck entscheidend wurden, charakterisirt: das alte Königthum, das noch an der Spitze stand, obwohl es seine unbedingte Fridericianische Selbstherrlichkeit bereits verloren hatte, sie bereits unmittelbar mit dem

---

[1]) Hohenzollernjahrbuch 1898; Zu Bismarcks Gedächtniß, 136 ff. — Ich lasse die knappen Sätze auch in dem Neudrucke unberührt, obgleich sie, wie ich wohl weiß, allzu knapp sind: aber sie wollen ja nicht Zustände schildern, sondern nur auf deren allgemeinste Gegensätze zuspitzend hinweisen.

Beamtenthume hatte theilen müssen, während es überdies die neuen Ansprüche der socialen Gruppen im Lande neben sich aufstreben sah; den Adel, der sich nach einstiger Gegenwehr gegen dieses Königthum ihm längst unterworfen und angeschlossen hatte und jetzt in Heer und Verwaltung dienend und dadurch mitherrschend neben ihm stand, seinem Wesen nach, zumal in den mittleren Landestheilen, königstreu, der Autorität ergeben, selber eine Verkörperung festgefügter Autorität, aber zugleich allmählich wieder zu eigenen Standesbestrebungen übergehend: gerade die Bewußtesten und Tüchtigsten unter den Edelleuten wollen directe politische Macht für ihren Stand, ständische Gewalt zur Seite der befreundeten Krongewalt. Und neben König und Adel das empordrängende Bürgerthum, der vornehmliche sociale Träger des neuen Persönlichkeitsglaubens und der politischen Freiheitsideale des Jahrhunderts, der zukunftsreiche Träger zugleich der wirthschaftlichen Erhebung, sowie der geistigen Bildung und ihrer Ansprüche; politisch damals erst im Erwachen, im langsamen Uebergange zu eigenen positiven Forderungen, schon aber voll von kritischem Geiste, von wachsender Opposition gegen das alte königliche System. Beide, Adel und Bürgerthum, mehr ständisch der eine, mehr liberal das andere, konnten sich als die Erben Friedrichs des Großen fühlen; der conservative Adel trug die straffe Autorität der alten Monarchie weiter, der Liberalismus deren modern-

staatlichen Zug, dem das alte Ständethum ja erlegen war, den Zug der staatlichen Einheit und zugleich der Aufklärung. Der Liberalismus wandte sich gegen den König, insofern er ihm die Alleinherrschaft entwinden, den modernen Staat durch die Einfügung der Volksvertretung weiterbilden, dessen souveräne Macht so mit der Krone theilen und in ihm der Freiheit des Einzelnen ihr Recht schaffen wollte. Der Adel, soweit er ständische Bestrebungen hegte, war der Einheit des Königsstaates schärfer als das Bürgerthum entgegengesetzt, drängte im Grunde, wenn er sein Ideal ernst nahm, zu der landschaftlichen Zersplitterung der vorköniglichen Zeiten zurück, wollte die straffe Staatsgewalt des juristischen Beamtenthums wieder zersetzen und stellte dem Königthum das ständische Selbstbewußtsein, den alten persönlichen Stolz und Trotz des Edelmannes gegenüber, der in seinem Kreise der Herr ist. Er war in gewissem Sinne dem preußischen Staate, wie ihn die Hohenzollern ausgestaltet hatten, dem Grundsatz nach fremder und feindlicher als die centralistischeren Liberalen, aber freilich in der Wirklichkeit, trotz mancher Vorbehalte und mancher Selbständigkeitsregung, war er doch königlicher als sie — das herkömmliche Bündniß zwischen Krone und Adel war stärker als ihre inneren Abweichungen, und die gemeinsame Gegnerschaft gegen den Zeitgeist wies sie doch auf einander an. Allerdings war der neue Geist an so mancher Stelle auch in die Schlösser des Junker=

thums eingedrungen und rang dort mit dem eingeborenen Standesinteresse; im Großen und Ganzen aber bildete diese Landaristokratie des Ostens doch eine Welt für sich, in welcher die liberale Aufklärung von der historischen Eigenart des Standes überwogen wurde.

Wohin gehörte nun innerhalb dieser Gegensätze Otto von Bismarck? Er erzählt uns, daß der auflösende Geist seiner Jugendtage, politische wie religiöse Kritik, auch ihn ergriffen habe; daß sich der politischen Kritik, dem eigentlichen modernen Liberalismus in ihm die ererbte Königstreue entgegenstemmte, die jenen Geist dann auch bezwang; daß diejenige Opposition, die in ihm mächtig blieb oder wurde, vielmehr die des Edelmannes gegen die Büreaukratie, der Drang des Gutsbesitzers nach Behauptung seiner Selbständigkeit gegen den Staat, also eine „ständisch-liberale" Gesinnung gewesen sei. Alle diese Angaben sind äußerst werthvoll und zweifellos richtig. Wir bedauern nur, daß sie nicht reicher sind. Wir hören von dem Pantheismus, mit dem der Siebzehnjährige die Schule verlassen habe; wie sich aber der religiöse Proceß in Bismarck weiter vollzogen hat, davon verlautet nichts; von inneren Erschütterungen oder wenigstens Bedrängnissen, von Zeiten der Schwermuth, von denen ein Gerücht zu künden weiß, und auf die auch mehr als eine Stelle in Bismarcks vertrautesten Briefen zurückweist, wird uns in den Denkwürdigkeiten nichts gesagt. Dafür sind wir ganz auf

andere Quellen angewiesen, und diese fließen bisher spärlich; werden wir je etwas Sicheres und Ausreichendes über diese innersten Entwicklungen erfahren? Der Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen" faßt nur seine politischen Wandlungen einigermaßen nah in das Auge: den politischen Klang des ganzen Werkes schlagen gleich die ersten Sätze charakteristisch an. Und da unternimmt er es dann freilich, gerade das Wichtigste, sein Verhältniß zum Adel und zur Monarchie, ausdrücklich zu definiren.

V.

Stellung zu Adel und Königthum. Revolutions- und Reaktionszeit.

Seine innere Zugehörigkeit zum Adel erscheint ihm nicht sehr stark. Seine Eltern seien eher liberal gewesen, in Standesvorurtheilen sei er nicht aufgewachsen, erst die Adelsfeindschaft der 48er Revolution habe ihn veranlaßt, seiner Unterschrift das „von" vorzusetzen; und später habe er niemals Junkerpolitik, niemals Standespolitik, sondern immer nur Staatspolitik getrieben. All' dies ist wahr, und dennoch rückt es seine historische Stellung im Einzelnen und im Ganzen nicht in das richtige Licht. Die Zeugnisse, die wir bisher aus den dreißiger und vierziger Jahren besitzen, zeigen uns zwar sehr klar, daß Otto von Bismarck keineswegs ein Krautjunker gewesen ist: er hat im

Staatsdienste mehr gelernt und geleistet, als man aus den „Erinnerungen" schließen würde, und hat in wiederholten weiten Reisen die europäische, insbesondere die westeuropäische Welt mit sehr offenem Blicke kennen gelernt; er erscheint dennoch mit seinem Geburtsstande in einem festeren und unbedingteren Zusammenhange, als die völlig correcten, aber doch etwas verblaßten Angaben des Buches ahnen lassen. Er arbeitet schon 1846 an der Erhaltung der Patrimonialgerichtsbarkeit, die er nicht an die königlichen Richter übergehen zu lassen wünscht. Er ist sich in den folgenden Jahren lediglich consequent geblieben, wenn er seit dem Vereinigten Landtage die aristokratisch-monarchische Staatsanschauung in den Parlamenten so lebhaft und so grundsätzlich vertheidigte, wenn er sich bereits im December 1847 für die Begründung einer ständischen Zeitung bemühte, die dann 1848 in der „Kreuzzeitung" zu Stande gekommen ist, wenn er im Revolutionsjahre das Interesse des Landes und des Gutsbesitzes dem der Stadt in aller Form entgegenhielt. Auf Seiten, ja fast an der Spitze des Junkerthums hat er vor Aller Augen, mindestens bis 1851, gestanden. Und wer sein ganzes Dasein in das Auge faßt, wird doch, trotz der Denkwürdigkeiten, bei dem alten Satze bleiben, daß der Landedelmann in Bismarck stark, ja entscheidend geblieben ist bis zuletzt[1]). Hier sind die Wurzeln

---

[1]) Vgl. dazu auch Schmoller, Zu Bismarcks Gedächtniß, 9 ff.

seines Verhältnisses zum Staate und zum Könige; er ist der Angehörige jenes ständisch und doch königlich gesinnten Adels, von dem ich sprach; der Landedelmann blieb er in seinem steten Kriege mit der Büreaukratie, mit den „Geheimräthen", und aus dem heimischen Boden, den er bebaute und beherrschte, quoll all' seine elementare Frische lebenslang empor. Seine Beziehungen zu allen übrigen Classen seines Volkes, der Zug zum patriarchalischen Regimente, der noch die sociale Politik seines letzten Kanzlerjahrzehntes erfüllt — Alles weist hierhin zurück. Und seine wirthschaftliche, agrarische Politik ist gewiß in erster Linie vom staatlichen Interesse ausgegangen; ohne Einfluß aber, ob nun bewußten oder unbewußten, ist doch auch auf sie Bismarcks natürliche Stellung schwerlich geblieben. Er war unendlich mehr als bloß Angehöriger seines Standes, auch davon haben wir noch zu reden; aber zugleich gehörte er dem Stande zu, in weit vollerem Maße, als er selber es zugibt. Daß er sich persönlich, in socialer und gesellschaftlicher Rücksicht, stets als Edelmann zu empfinden fortfuhr, dafür enthalten auch die Memoiren (II, 148, 155) unbeabsichtigte Zeugnisse. Wenn er trotzdem den Einfluß der Geburt auf seine Gesammthaltung als Politiker niedriger schätzte, als wir es müssen, so suche ich den Beweggrund dazu nicht so sehr in irgend welchem apologetischen Bestreben, als in der oben bezeichneten natürlichen Verschiedenheit seiner Betrachtungsweise von der unseren. Er zergliedert

eben nicht seinen historischen Charakter als Ganzes, er erkennt nicht, in geschichtsphilosophischer Reflexion, als dessen Grundzug den adligen; er weiß vielmehr, wie Vieles von den Anschauungen seiner Standesgenossen er im Laufe seiner Entwicklung abgestreift, wie er dann von 1868 ab und zumal in den siebziger Jahren mit ihnen politisch gebrochen hat — diese praktischen politischen Einzelthatsachen stehen ihm im Vordergrunde seines Bewußtseins und drängen andere Dinge weit zurück, und so formulirt er sein Urtheil.

Die andere Seite derselben Grundfrage ist es, wie er von Anfang an zum preußischen Königthum gestanden habe. Wieder trifft die Antwort seiner „Erinnerungen" zu: er ist schon vor 1847 königlich, aber zugleich ständisch, er ist schon damals keineswegs absolutistisch gesinnt gewesen. Er knüpft an diese Aussage (I, 15) eine Ausführung über die Nachtheile, die Ergänzungsbedürftigkeit der unumschränkten Autorität. Diese Ausführung freilich athmet den Geist seiner Oppositionsreden aus dem Sommer 1892; sie sucht, nach seiner damaligen Stimmung, ihr Ziel in der Gegenwart. Und das wird man auch hier hinzusetzen müssen: aus den Zeichnungen unseres Buches allein, so nützlich sie sind, darf man die Wirklichkeit von Bismarcks früherer Geschichte nirgends erkennen wollen. Wie er vor und nach 1847 adliger empfunden hat als er gut haben will, so zugleich auch königlicher: auch dieses Gefühl kommt in seinen späteren Reflexionen wenigstens

nur einigermaßen abgeblaßt zu Tage; er sieht es da über eine weite Entfernung hinweg mit Augen an, die sich gewöhnt haben, kritischer zu blicken. Der echte Bismarck der früheren Zeit tritt uns aus manchen thatsächlichen Erzählungen der Memoiren, vor Allem aus den überaus charakteristischen und ganz neuen Details vom März 1848 entgegen. Wie er da seine Bauern aufbietet, um den König mit Gewalt zu befreien, wie er die Officiere zur rettenden That aufstachelt, wie er furchtlos in dem empörten Berlin selber seinem Streben nachgeht, wie er am 2. April durch einen Weinkrampf von der Rednerbühne des Landtages hinunter getrieben wird: in all' dieser brausenden Leidenschaft und Thatenlust, in diesem tiefen Seelenjammer zeigt sich das Verhältniß, das er damals zu seinem alten Preußen, zu seiner alten Monarchie im Herzen trug; er lebte sehr viel rückhaltloser, unbedingter in den alten Zuständen und in deren allgemeinen Idealen, als es der Achtziger gewürdigt hat. Und dafür zeugen doch auch alle seine Reden in den nachfolgenden Kammersitzungen. Er hat damals, wie man weiß, der Kreuzzeitungspartei angehört, der Camarilla nahe gestanden und hat sich laut zu deren Doctrinen, der christlich-ständisch-königlichen Staatslehre der Gerlachs, bekannt. Ich weiß sehr wohl, daß seine Riesennatur aus dem Kreise dieser zart und matt empfindenden Männer, denen die willkürliche, schöpferische That ein Greuel war, und denen die romantisch-mystische

Doctrin alle Wirklichkeit verschleierte, jederzeit fremd herausgeragt hat; er war etwas Anderes als sie Alle — aber ich kann mich dem Eindrucke nicht entziehen, daß er nicht nur mit ihnen zusammenging, sondern damals auch an ihre Weltanschauung glaubte, unbeschadet der Naturkraft, mit der sein preußischer Realismus auch in den damaligen Reden selber ihre Nebel bereits mehr als einmal jäh zerriß. Aber er stand während jener Jahre in der frischen innerlichen Reaction gegen den Unglauben seiner Jugend; da hat sich die Wucht seines Wesens wohl zunächst mit wirklicher Einseitigkeit zu diesen Ideen hinüber geworfen, und sie waren ihm mehr als Kampfmittel, obschon sie seine Seele in den tiefsten Gründen ihrer Selbständigkeit niemals unterjochten. Seine „Erinnerungen" geben von alledem kein Bild; auch dem Könige gegenüber würde man ihm nach der — übrigens ja sehr berechtigten — Kritik, die er hier an ihm übt, kaum das Urtheil zutrauen, das er damals, am 9. December 1848, in einem Briefe an seinen Bruder über ihn gefällt hat. Da faßt er, trotz all' dem Schwanken und Zaudern, aus dem Friedrich Wilhelm IV. vom März bis zum November nicht herausgekommen war, nach der endlichen heilenden Katastrophe seine Meinung in den überraschenden Worten zusammen: „Der König allein hat nie den Muth und nie das Ziel aus den Augen verloren, seit ich ihn um Johanni zuerst wieder sah, obschon man jede Mine gegen ihn

springen ließ . . .“ Man muß also überall, um den richtigen Ton zu erhalten, die kühleren Denkwürdigkeiten aus den ursprünglichen Zeugnissen der betreffenden Jahre selber ergänzen und berichtigen; dann wird man umgekehrt auch aus den ersten Fingerweisen genug zur Erläuterung der zweiten entnehmen können.

Gerade die Jahre, bei denen wir eben weilen, hat Bismarcks Erinnerung offenbar mit besonderem Antheil aufgesucht. Ich kann auf die lebensvollen 1848er Erzählungen und auf das überaus interessante politische Urtheil hier nur hindeuten: das Urtheil, wonach im März, und später von Neuem, die Gründung der deutschen Einheit durch Friedrich Wilhelm IV. sehr wohl möglich gewesen wäre, wenn er entschlossen zugegriffen hätte; freilich einer Einheit, deren Grundlagen Bismarck bedenklich bleiben; und freilich möglich auch nur unter der von ihm nicht verschwiegenen Voraussetzung, daß Friedrich Wilhelm eben nicht — Friedrich Wilhelm gewesen wäre! Aber der Historiker wird diese Gedanken des großen Staatsmannes, die ganz von der Kraft seines Willens, von seiner Hochschätzung persönlicher Willensmacht durchdrungen sind, mit Freuden und mit Nutzen nachdenken, selbst wenn er sie vielleicht nicht selber annimmt. Er wird dankbar von den tiefdringenden Bemerkungen lernen, in denen Bismarck die nachgiebig-unsichere Haltung des Königs auf preußischem Boden insbesondere aus seinen d e u t s c h e n Hoffnungen und Bestrebungen

ableitet[1]). Lehrreich bleibt ferner Alles, was von der Union, von Olmütz gesagt wird — für seine eigene vielberufene Parlamentsrede zu Gunsten des Olmützer Vertrages (3. December 1850) gibt der Fürst eine überraschende Auslegung, der die Forschung doch wohl erst noch näher nachgehen muß —; lehrreich und voll feiner und packender kleiner Züge Alles über Friedrich Wilhelm IV. und seinen Kreis, über seine persönliche Haltung zu Bismarck, über die inner- und äußerpolitischen Gegensätze der fünfziger Jahre. Fürst Bismarck fußt hier zumal auf seinem Briefwechsel mit Leop. Gerlach, der bei der Abfassung dieser Capitel noch nicht veröffentlicht war (er ist erst 1893 erschienen), und knüpft seine Darstellung wesentlich an die Briefe an; darum schlingt sich dann wieder eine Fülle von charakteristischen Erinnerungen. Sie halten im Einzelnen keineswegs immer der kritischen Nachprüfung Stich, und im Ganzen, in der Schilderung und Bewerthung seiner eigenen politischen Rolle am Berliner Hofe, seiner steten Flucht vor einem Ministerposten unter König Friedrich Wilhelm, scheint ihm so manches Spätere, so manche Verschiebung und Uebertreibung in sein Bild jener frühen Jahre hineingerathen zu sein[2]).

---

[1]) Eine interessante Bestätigung dieser Auffassungen Bismarcks jetzt bei R. Koser, Friedrich Wilhelm IV. am Vorabend der März-Revolution. (Hist. Zeitschrift, 83, 43 ff., Juni 1899.)

[2]) Dieser Satz nach den Ergebnissen von Lenz: siehe oben S. 45 Anm.

Bezeichnend und berechtigt bleibt es doch, daß er sie so eingehend und so liebevoll bedacht hat. Denn es sind die biographisch vielleicht anziehendsten Zeiten seines ganzen Lebens. Wir kennen sie, man darf wohl sagen, noch besser, als er selber beim Schreiben sie gekannt hat; wir besitzen hier die Menge der Aktenstücke, die seit Poschingers großem Werke einander gefolgt sind, und uns tritt aus einem reichen Materiale das unerschöpflich reizvolle Schauspiel hervor, wie sich der Größte unseres Jahrhunderts während dieser seiner Frankfurter Zeit aus aller Enge seiner ursprünglichen Lebenskreise, aus allen Banden der Parteiansicht glorreich herauszieht, wie das Antlitz des Genius seine eigenen Züge gewinnt, wie in unablässiger Arbeit und doch anscheinend müheIos, sieghaft, mit sicherster Ueberlegenheit eine persönliche Großmacht emporsteigt, deren inneres Recht und deren fortschreitende Entwicklung uns beinahe selbstverständlich erscheinen, weil sie so ganz das Natürliche und das Einfache sucht und findet, weil an ihr zunächst nichts unbegreiflich ist, als die ganz beispiellose Wucht von geistiger Gesundheit, von untrüglichem, einfach klarem und doch im allerhöchsten Maße genialem Wirklichkeitssinne. Bismarck wird in Frankfurt, wie man weiß, zum Staatsmanne im großen Stile; er ergreift und formulirt hier die künftigen Aufgaben seines Lebens. Auch da gilt sein Interesse als Erzähler weniger seiner eigentlich persönlichen Entwicklung, wie sie aus den

Documenten erkennbar wird, als den positiven Gegenständen seiner damaligen Discussionen mit Gerlach und mit der Regierung, also zumal dem Verhältnisse preußisch-deutscher Politik zu Rußland, zu Frankreich, oder auch dem Verhältnisse zwischen Minister und König: alle die Fragen von 1854 sind ihm noch immer actuell; er will nicht nur erzählen, er will politisch lehren, indem er von ihnen handelt.

Der Biograph, den nur das Historische daran beschäftigt, fragt vornehmlich nach dem historischen Charakter des Ergebnisses, zu dem sich Bismarck in diesen Frankfurter Zeiten durchgearbeitet hat. Er kam als preußischer Conservativer, voll der Tendenz des Zusammengehens mit Oesterreich; er hat bekanntlich in Frankfurt mit Oesterreich gebrochen und die Grundlinien einer großen deutschen Politik vorgezeichnet, wie er ihnen dann 1866 handelnd nachgeschritten ist. Ist er in Frankfurt also Deutscher geworden? Lenz und ich haben gemeint: nein, sondern er blieb Preuße, und alle seine Pläne waren preußisch.

VI.

Preußenthum und Deutschthum. Verhältniß der Denkwürdigkeiten zu allgemeinen Gedanken und zur Persönlichkeit.

Es ist, neben seinem Verhältnisse zu den heimischen Verfassungsgewalten, das andere Haupt-

problem in Bismarcks Entwicklungsgang: wie stand in ihm Preußenthum und Deutschthum zu einander? Im bewußten Dienste welcher Gewalt hat er sein Werk vollbracht? Wohin er uns geführt hat, weiß ja alle Welt; in ein Deutsches Reich, an dessen Spitze der preußische König und auch das preußische Wesen steht; und als Bismarcks Leistung ist von jeher betont worden, daß er den 1848er Pfad eines übertriebenen Unitarismus und einer bloßen Ideenpolitik verließ, die alten historischen Mächte in Deutschland für den deutschen Staat gewann, ihnen in diesem ihr Recht beließ und durch ihre realen Kräfte, durch die Mittel der Dynastien, der hohenzollerischen zumal und ihres Heeres, die deutsche Idee praktisch verwirklichte. Dabei bleibt doch die Frage wichtig genug, aus welchen Beweggründen, als was, er dies that; ob letztlich im Dienste der deutschen Idee oder im Dienste der preußischen Macht. Preußen war, das hat Bismarck selber mit historischem Scharfblicke erkannt, nicht in der Verfolgung deutscher, sondern lediglich preußischer Ziele groß geworden; im Verlaufe der Einheitsbewegungen unseres Jahrhunderts geht der Staat Preußen immer seine Wege für sich; ist es nun dieser harte Sonderstaat ganz in seiner eigensten harten Machtpolitik gewesen, der die deutsche Sehnsucht erfüllt hat, oder war es bereits deutsche Gesinnung, die ihm das Schwert dabei leitete? Der historischen Erkenntniß ist dieser Unterschied nicht gering; sie muß die Strömungen unserer Geschichte

klar sondern, um die Kraft einer jeden und die Art ihres Zusammenwirkens bestimmen zu können; sie muß vor Allem den entscheidenden Mann nach seiner Zugehörigkeit zu preußischen oder deutschen Tendenzen möglichst scharf zu begreifen streben. Der populären Anschauung ist das gleichgültig und vielleicht anstößig; ihr ist Bismarck einfach der deutsche Heros. Wir möchten feststellen, seit wann und durch welche Uebergänge er es geworden ist. Ich habe mein Ergebniß soeben vorweggenommen und habe es anderwärts eingehender erörtert: ich meine, daß er, innerlich wie äußerlich, auf dem Boden des Sonderstaates gestanden hat bis 1866; daß er als Preuße und nicht als Deutscher die deutsche Frage gelöst hat, und erst zum deutschen Staatsmanne wurde, als es einen deutschen Staat gab, in dem er es sein konnte, d. h. frühestens vom Siege über Oesterreich an. Mir scheint dies aus seinen Worten und Thaten von 1851—1866 überzeugend hervorzugehen.

Die „Gedanken und Erinnerungen" lassen sich auf eine solche Unterscheidung nicht ein, ja sie verwerfen sie fast. Sie sondern in Bismarcks Entwicklung die preußischen und die deutschen Elemente möglichst wenig. Sie heben in ihm von früh auf die Spuren deutscher Gesinnung hervor. Sie setzen noch 1864, in dem schleswig-holsteinischen Conflicte, die damals sehr unzweifelhafte preußische Eroberungspolitik kurzer Hand mit „Streben nach nationaler Einheit" (II, 12) gleich, was sie doch

wirklich nicht war. Sie stellen mit vollem Rechte fest (I, 289), es sei darauf angekommen, den König von Preußen und sein Heer für die nationale Sache zu gewinnen, „mochte man vom borussischen Standpunkte die Führung Preußens oder auf dem nationalen die Einigung Deutschlands als die Hauptsache betrachten; beide Ziele deckten einander". Das thaten sie gewiß; aber damit ist noch nicht gesagt, daß nicht Bismarck selber von dem einen dieser beiden Standpunkte ausgegangen sei und sogar noch von ihm aus gehandelt habe. Er zeigt im Frühjahr 1848, in öffentlichen Kundgebungen, kurze Zeit hindurch eine leise Nachgiebigkeit gegen die deutsche Idee, die damals alle Widerstrebenden fortschwemmen zu wollen schien. Das ging rasch vorüber. Seine Frankfurter Denkschriften aber wollen immer nur die Besserung von Preußens Lage in Deutschland durch eine energische und weite deutsche Politik seines Staates herbeiführen; man lese nur die berühmte Zusammenfassung aller seiner Gedanken, die große Abhandlung vom März 1858 (Poschinger, III, 487). Natürlich genug: denn er war preußischer Staatsmann, und es ist stets der oberste seiner politischen Glaubenssätze gewesen, daß er für die Interessen der Macht zu stehen habe, die er vertrete, und für keinerlei Neigungen oder Gefühle sonst. Der preußische Zug blieb für ihn der leitende, so lange er Preußen zu leiten hatte. Daß freilich diese preußische Eigenpolitik zugleich die einzige war, die Deutschland helfen konnte, wußte er sehr gut.

Wie stark sich demgemäß deutsche Gefühle bereits in ihm regten, so lange seine Berechnungen nur preußisch sein durften, das wage ich noch nicht zu bestimmen; das natürlich ist eine feine, allezeit schwer zu beantwortende Frage. Gehandelt jedenfalls hat er bis 1866 nur als preußischer Minister: schon die Compromisse mit Oesterreich, an die er damals gedacht hat, zeigen das klar; und die populäre Behauptung von seinen deutschen Tendenzen ist mindestens unbewiesen. Ich habe den Eindruck, daß er auch innerlich damals vor Allem preußisch empfand und wollte.

Wenn nun diese scharfe Wirklichkeit seiner früheren Zeiten in den Memoiren nicht so zu Tage tritt, woher kommt das? Es ist begreiflich genug. Er war inzwischen Deutscher geworden, und die spätere Entwicklung warf ihm, das ist ja das Schicksal aller Selbstbiographie, ihren Schimmer auf die frühere zurück. Er hat überdies nach 1890 öfter als einmal eine gewisse Verstimmung gegen seine engeren Landsleute ausgesprochen, von denen er meinte, sie hielten ihm die Treue schlechter als die übrigen deutschen Stämme. Gleich auf den ersten Seiten seines Buches kommt diese Verstimmung, nicht ganz ohne Ungerechtigkeit, zum Vorschein; seine besondere Stimmung aber auf sein allgemeines Urtheil wirken zu lassen, war seine Art von jeher: um so leichter mochten ihm die preußischen Züge seiner Vergangenheit ein wenig verschwimmen. Vor Allem indeß, er war jetzt

seinem Bewußtsein und Willen nach eben Deutscher, und die feinere und eingehendere begriffliche Unterscheidung des Preußischen und Deutschen in seinem Leben, um die wir uns vom wissenschaftlichen Standpunkt aus bemühen, ist oder wäre ihm sicherlich praktisch gegenstandslos und vielleicht eher praktisch schädlich erschienen; als lediglich theoretische Untersuchung aber reizte sie ihn nicht.

Es wird sich empfehlen, an dieser Stelle der Art, wie Bismarck sich in seinem Buche allgemeinen Gewalten und allgemeinen Gedanken überhaupt gegenüberstellt, noch ein wenig weiter nachzugehen.

Nur einmal widmet er solchen Kräften die Auseinandersetzung eines besonderen Capitels: es ist das über Dynastien und Stämme, in gewissem Sinne das merkwürdigste des ganzen Werkes. Jeder wird seinen Inhalt im Sinne haben. Die Dynastien bilden den Zusammenhalt der deutschen Einzelstaaten, eines jeden in sich selber, und ohne das gemeinsame Standesgefühl der Dynastien würde wieder die deutsche Gesammtheit schwerlich bei einander bleiben. Bismarck hat dies Capitel von der hohen und kühlen Warte seines Greisenalters, der Jahre nach 1890, aus geschrieben. Ich untersuche nicht, ob es für die deutsche Geschichte, im Ganzen wie im Einzelnen, und ob es für die Zustände der Gegenwart unbedingt zutrifft; vollends für Bismarcks Anschauung in seinen früheren Lebensabschnitten Folgerungen daraus zu ziehen, würde ich

nicht ohne Weiteres für erlaubt halten; mir scheint es mit manchen Zeugnissen seiner Manneszeit nicht übereinzustimmen. Der Bismarck aber der 90er Jahre erklärt sich hier trotz Allem für das höhere Recht der Nation gegenüber den Sonderstaaten. Dennoch erkennt er die Verpflichtung an, die Geltung der Dynastien, „so lange sie sich kräftig genug erweist, um mit ihr rechnen zu können," als Thatsache hinzunehmen und zu berücksichtigen; ebenso wie er es andererseits als „Aufgabe" bezeichnet, die Anhänglichkeit gegen die heimische Dynastie, wenn diese unhaltbar geworden ist, gleich „anderen und stärker berechtigten Gemüthsregungen" zu überwinden, zu begraben. Von sich selber meint er, er habe das Recht der Hohenzollern als solches nie höher gestellt als das der übrigen Fürstenhäuser, aber gegen die Hohenzollern würde er keine Waffen gehabt haben: die Geschichte hat es gefügt, daß er mit ihnen gehen und sie zur That im deutschen Sinne vermögen konnte. Eigentlich grundsätzliche Würdigungen und Entscheidungen hat er hier, wenn man näher zusieht, überall vermieden. An seiner Vergangenheit betont er die deutsche Tendenz, aber er hat zwischen ihr und der preußischen wenigstens nicht zu wählen brauchen. Für Gegenwart und Zukunft scheint er eine scharfe Entscheidung mehrmals treffen zu wollen, einmal (S. 294) scheint er sie wirklich auszusprechen, aber er stellt dann doch zuletzt nur praktische Erwägung gegen Erwägung; an wirklich Grundsätzlichem bleibt zuletzt

doch nur übrig, daß es „nicht die Aufgabe eines deutschen Staatsmannes sei, die Berechtigung und Vernünftigkeit dieser Eigenthümlichkeit (d. h. der bestehenden Hingabe an die Dynastien) zu prüfen," so lange sie eben stark sei. Er sucht die Thatsache auf und würdigt ihren Werth; auf das Praktische, nicht auf das Begrifflich-Principielle, nicht auf das allgemeine Urtheil, kommt es ihm an. Dafür scheint mir doch auch diese Ausführung, gerade weil sie so starke Anläufe zum Allgemeinen nimmt, höchst bezeichnend zu sein. Für den deutschen Staatsmann, den zu praktischem Handeln berufenen Einzelnen und für seine positive Handlungsweise denkt er, der Staatsmann, der Realist, die Dinge schließlich durch, auch wo er sie auf allgemeiner volkspsychologischer Grundlage zu betrachten begonnen hat.

Er hat anderwärts in den „Erinnerungen" Theorien aufgestellt, aus denen man eine Geschichtsphilosophie Bismarcks abzuleiten versucht sein könnte. Er spricht gelegentlich (II, 60) von der Unaufhaltsamkeit der Entwicklung zur Demokratie, von dem Einfluß der Besitzenden und Gebildeten als nothwendigem Gegengewicht, das die Bewegung verlangsamen müsse, von dem Kreislaufe, der sonst durch die Ochlokratie zur Tyrannis weiter gehe. Ich bin nicht gewiß, ob das in der That Fürst Bismarcks vorherrschende Anschauung von dem zukünftigen Schicksale unserer Welt gewesen ist, und gestehe, noch keineswegs darüber klar zu sein, wie

weit solche allgemeinen Anschauungen in ihm reichten, ob er sich allgemeine Sätze dieser Art überhaupt gebildet hatte, an denen er innerlich festhielt und die ihm etwas bedeuteten. Ich bestreite es nicht, wüßte sie aber nicht aufzuführen. Erfahrungsbeobachtungen hat er ja oft formulirt, auch Theorien, wie sie der Gedankengang oder auch das taktische Bedürfniß des Augenblicks mit sich brachten; und eine Reihe von Regeln und Lehrsätzen zum staatlichen und socialen Leben kann man sicherlich aus seinen Schriften und Reden zusammenstellen. Kommt man dabei über ein gewisses System praktischer Anschauungen wirklich je hinaus? Sollte Bismarck je eine eigentliche, bewußte Doctrin von einheitlichem Charakter bekannt haben, seit er sich aus den Banden der Gerlachschen Lehre — leicht genug! — gelöst hatte? Allen diesen Fragen wird noch lange und oft nachzuforschen sein. Aus den „Gedanken und Erinnerungen" scheint sich mir nichts derart zu ergeben; und wenn er einmal (I, 61) seine Polemik gegen die Ideale der Paulskirche zu dem sehr schneidenden allgemeinen Urtheil erweitert, eine Regierung brauche die Stimmung der gebildeten Kreise erst dann als vis major auf ihr Handeln wirken zu lassen, wenn diese Stimmung die derben Massen in drohende Bewegung zu setzen wisse — so steht dem an anderer Stelle, die ich soeben anführte (II, 59) eine, wie mir doch scheint, hiervon sehr abweichende Würdigung des Einflusses der Gebildeten gegenüber. Das erste

Mal denkt Bismarck an die vierziger bis sechziger Jahre, das zweite Mal an die Socialdemokratie: das, was ihm am Herzen liegt, ist jedesmal der Einzelfall, das jeweilige praktische Bedürfniß seiner Politik; allgemeinere Formeln prägt er dabei wohl aus, aber er schiebt sie nach jenen Bedürfnissen hin und her.

Auch seine Schätzung von dem Werthe der Persönlichkeit als historischer Kraft scheint mir nicht so leicht festlegbar, wie einige seiner Aussprüche es vermuthen lassen. Er hat natürlich gewußt und erlebt, daß der Einzelne die Dinge nicht willkürlich machen kann; er hat öfter ausgesprochen, der Staatsmann könne lediglich abwarten, bis die Verhältnisse die That erlauben und gebieten; und auch dann natürlich nur eine That, die den Bedingungen der Lage entspricht. Es sind die „Conjuncturen", von deren Macht Friedrich der Große gern geredet hat. Man wird immerhin gut thun, aus diesen Aeußerungen nicht zu viel für Bismarcks Ansichten zu folgern. Wie er sich zu den heute so lebhaft geführten Streitigkeiten über individuelle und collective Gewalten in der Geschichte gestellt hat oder hätte, das möchte ich aus jenen Worten doch noch nicht entscheiden. Sicherlich, er hätte überhaupt keine doctrinäre Stellung dazu eingenommen; ich weiß nicht, ob ihm, dem Staatsmanne, dem es so selbstverständlich war, immer nur mit dem Wirklichen und Möglichen zu rechnen, die Frage nicht allzu selbstevident vor-

gekommen wäre. Seine schriftstellerische Praxis zielt begreiflicher Weise doch beinahe ausschließlich auf den Einzelnen und dessen Entschluß. Das Jahr 1848, die Epoche von 1848—1870, so hörten wir ihn urtheilen, hätte anders laufen können, wenn Friedrich Wilhelm IV. in jenem März anders handelte. Seine eigene Rolle schätzt Bismarck, ohne einen Anflug von Selbstgefälligkeit, überaus hoch ein; ohne ihn wären alle die großen Thaten unserer Ruhmeszeit ungethan geblieben (II, 153, u. a. m.). In Persönlichkeiten drückt sich ihm jede sachliche Entscheidung aus, auf sie bezieht er die Dinge. Nur unter dem Gesichtspunkte des politischen Handelns, meistens seines Handelns, interessiren ihn die allgemeinen Gewalten. Das Königthum setzt sich ihm alsbald um in den regierenden König: überall, auch wo er von Institutionen, wo er von Parteien, von den Bewegungen spricht, die freundlich oder feindlich auf seine eigene Geschichte eingewirkt haben, erblickt er lebende, handelnde Einzelmenschen. Er stellt geistreiche und tiefgehende völkerpsychologische Erwägungen an — anderwärts übrigens ausdrücklicher und liebevoller als in den Memoiren —; Ihm aber kommt all' das doch schließlich nur in Betracht als Stoff für den gestaltenden Staatsmann; nur unter diesem Gesichtspunkte beschäftigt es ihn intensiv.

Und sicherlich, er übt damit das Herrenrecht des großen Menschen aus, der zu gestalten, zu handeln vermag. Er schrieb nicht als Forscher, er

sah die äußere Welt genau ebenso wenig wie seine innerliche mit den Augen des Gelehrten an; dazu war er viel zu sehr er selber, man darf ohne Lästerung gegen die Wissenschaft ruhig sagen: dazu war er viel zu groß; auch das Buch, das er verfaßt, steht bei ihm naturgemäß nicht unter dem Zeichen der Erkenntniß, sondern des Willens. Wir müssen ihm die feinen Probleme seiner persönlichen Geschichte und ihres Zusammenhanges mit der allgemeineren vorlegen, wie jene, die mich zu diesem Excurse geführt haben: die Fragen nach seinem bewußten und unbewußten Verhältnisse zu Adel, Königthum, Preußenthum, Deutschthum; wir haben keine Ursache, uns zu wundern, wenn seine Auskunft uns nicht befriedigt, wenn seine Darstellung diese Probleme nach seiner Art und nicht nach der unsern anfaßt und unsere kritische Untersuchung vielleicht eher irreleitet, als aufklärt. Das ist begreiflich und vielleicht unvermeidlich[1]). Er aber geleitet uns aus diesen Gefilden historisch-biogra-

---

[1]) „Wie wird Fürst Bismarck selber uns darüber (d. h. über seine inneren Wandlungen) belehren?“ habe ich 1895, nach seinem achtzigsten Geburtstage, gefragt (Biographische Blätter, Bd. I, S. 137). „Seine Denkwürdigkeiten liegen fertig da. Werden sie jene Fragen seines inneren Werdens behandeln, und wenn das, sie lösen? Oder werden sie, wie es die besten Selbstbiographien zu thun pflegen, neben vielem bedeutsamen Lichte zugleich neue Zweifel schaffen, ein neues, großes, innerliches Problem allen bestehenden noch hinzufügen?“ Mein Schlußabschnitt wird diese Frage noch einmal zu berühren haben. —

phischer Speculation auf den Schauplatz seiner entscheidenden Thaten hinüber. Er durchmißt in dem wuchtigen Capitel, das er „Rückblick auf die preußische Politik" überschreibt, die Zeiten zwischen dem Tode des großen Königs und seinem eigenen Eintritt in die Regierung, stets mit scharfer staatsmännischer Kritik, die dieses Mal ganz ausschließlich vom Boden der preußischen Großmacht und ihrer Bethätigung ausgeht, unter mannigfachen stillen Seitenblicken auf die schwebende Politik der unmittelbaren Gegenwart. Und er reiht in dieser Uebersicht, in der seine ganze Persönlichkeit zum Ausdrucke kommt, die Menge der Gelegenheiten zu preußischem Handeln auf, die Preußens Leiter seit dreiviertel Jahrhunderten haben an sich vorbeigehen lassen, der „versäumten Gelegenheiten": erst er selber bedeutet den Uebergang „vom Reden zum Handeln, von der Phrase zur That". Dies Capitel bildet die monumentale Pforte zu dem Eigensten, wovon er überhaupt zu künden hat. Wir treten über die Schwelle des Jahrzehntes der Reichsgründung.

VII.

Die neue Aera. Schleswig-Holstein. Der Dualismus.

Ganz so ausschließend, wie er uns heute erscheint, ist der Gegensatz Bismarcks zur neuen Aera in der Wirklichkeit der Jahre von 1858 ab

wohl nicht immer gewesen. Gegenüber den alten Ministern der Reaction und ihren Gesinnungsgenossen hat er sich auf die Seite des Prinzen von Preußen gestellt, als dieser noch nicht die Regierungsgewalt fest ergriffen hatte. Dann wurde er freilich von Frankfurt, dem Mittelpunkte der deutschen Politik, in der er lebte, abberufen und nach Petersburg halb befördert, halb verbannt; aber auch da noch rechnete er mit der Möglichkeit, auf die Regierung zu wirken, und man kann sich das Bild in der Phantasie ausmalen, wie Bismarcks innere und seine deutsche Politik sich etwa fortentwickelt haben würde, wenn er noch vor dem Bruche des Prinzregenten und Königs Wilhelm mit den Liberalen in das Ministerium eingetreten wäre. Den Verfassungsconflict hat er ja von vornherein durchaus nicht gewollt; er wollte ein gemäßigt-liberales System daheim und eine thatkräftige Haltung nach außen hin. Von dem Aeußern ging sein Interesse aus. Er wollte damals im Sinne Preußens und seiner Großmachtstellung das unerträglich gewordene alte Bundesverhältniß ändern oder sprengen und wollte deshalb mit voller Wucht auch in die deutschen Verhältnisse hineingreifen. Das sprechen seine politischen Briefe aus jener Zeit deutlich aus. Weshalb hätte man das nicht auch im Zusammenhange der neuen Aera und ihres Altliberalismus unternehmen können? Damals zur That berufen, würde auch Bismarck sie in so mancher Hinsicht anders, liberaler durchgeführt

haben als nach dem Ausbruche des Conflicts: alle Kämpfe, so mag man es sich vorstellen, wären wohl leichter, alle inneren verfassungsgeschichtlichen Entscheidungen ungefährlicher und vielleicht in erheblich anderer Richtung abgelaufen als es dann geschah. Aber gewiß, es ist, aus vielen Gründen, kein Zufall gewesen, daß es nicht so gekommen ist. Schon das Eine genügt: die thatsächlich vorhandenen Persönlichkeiten der neuen Aera waren derart, daß er mit ihnen nicht zusammengehen konnte; auch der Prinzregent war für die Sturmeskraft Bismarckscher Politik schlechterdings noch nicht reif. Zwischen dem altliberalen Systeme und Bismarck kann man sich irgend eine Verständigung denken, zwischen der Regierung, wie sie war und wurde, und ihm erwies sie sich als unmöglich. In den Denkwürdigkeiten tritt vornehmlich dieser Gegensatz zu Tage: sie enthalten über die persönlichen Erlebnisse und Beziehungen, über die Aufstellung Bismarcks als Candidat für das Auswärtige Amt (1860) interessante und ziemlich überraschende Einzelheiten, die man einmal urkundlich nachzuprüfen haben wird. Im Uebrigen ist die Darstellung hier springend und einigermaßen zusammenhangslos. Das Capitel über den russischen Aufenthalt ist leicht und anmuthig, aber auffallend arm an politischem und überhaupt an allgemeinem Inhalt und, wie mir mitgetheilt wird [1]), in manchen Einzelheiten anfechtbar; dabei

[1]) Dazu jetzt die kritischen Bemerkungen im Augustheft der „Deutschen Revue“, S. 129 ff.

bezeugt ein Kenner wie Th. Schiemann[1]), daß Bismarcks Petersburger Berichte im Berliner Archiv, die der Fürst später selber „für den Druck bestimmt hat, zu dem Großartigsten gehören, was auf diesem Felde überhaupt geleistet worden ist". Gerade hier macht sich die Entstehungsweise der Memoiren recht deutlich geltend. Auch für die Pariser Monate des Jahres 1862, für die Vorgeschichte der Ministerschaft erhalten wir nur fragmentarische Mittheilungen, fast alle im Anschlusse an den Briefwechsel mit Roon. In Bismarcks Gedächtniß hat dabei seine Abneigung gegen die Uebernahme des Berliner Postens fester gehaftet als der ihr entgegenwirkende Drang, der doch auch stark in ihm gewesen ist und der uns aus seinen damaligen Briefen an Roon und an Bernstorff lauter heraustönt als aus seiner Erzählung: der Drang des großen Menschen, endlich die große Aufgabe beherrschend selber zu ergreifen. Dann aber folgt der ebenso schlichte wie reiche, für uns vorläufig und vielleicht auf immer unersetzlich werthvolle Bericht über das Babelsberger Gespräch, in welchem sich der Bund zwischen Herrscher und Staatsmann schließt, der Bericht über die nächtliche Fahrt zwischen Jüterbog und Berlin, wo dieser Bund in tiefer Seelennoth befestigt wird, und jene zwei weit ausgreifenden Abschnitte über die Vorgeschichte der preußischen Politik und über die Dynastien und Stämme:

---

[1]) Im „Türmer" Januar 1899, S. 296.

das heißt, der doppelte Ausblick auf die auswärtigen Aufgaben des preußischen Staates, auf seine europäische Großmachthaltung einerseits und andererseits seine deutschen Ziele. Ganz kurz wird wiederum der innere Kampf, dessen Schwierigkeiten und Gefahren doch groß waren und auch von Bismarck keineswegs geleugnet werden, nur eben berührt; die Minister werden rasch charakterisirt, der Zwist mit dem Kronprinzen allein wird eingehender behandelt: der persönliche Charakter dieses Zwistes offenbar und der Besitz von Actenstücken hat den Erzähler dazu veranlaßt. Sonst aber wendet er sich fast ganz dem Auswärtigen zu, und die Capitel „Die Alvenslebensche Convention“, „Der Frankfurter Fürstentag“, „Schleswig-Holstein“, „Nikolsburg“, „Der Norddeutsche Bund“, „Die Emser Depesche“, „Versailles“ steigen in fester und stolzer Reihe, mit dröhnenden Schritten, Stufe um Stufe bis zu den höchsten Höhen seiner Lebensarbeit empor. Was uns der Sieger aber aus dieser unvergleichlichen Zeit vor Augen führt, das sind nicht seine Siege, sondern seine Sorgen; selten nur erzählt oder schildert er im eigentlichen Sinne, meist erörtert, durchkämpft er die Fragen und die Gegensätze, und der Eindruck dieses Ringens, das auch das Buch des Greises noch so ganz erfüllt, ist gewaltig.

Dennoch gilt es auch hier, diese Fragen, die er stellt und entscheidet, unbefangen noch einmal durchzudenken und auch hier die Zweifel, die sich

etwa anmelden, nicht niederzuhalten. Und in Wahrheit, die Zweifel bleiben nicht aus.

Der erste und wichtigste gilt den Absichten Bismarcks bis zum Ausbruch des sechsundsechziger Krieges. Was hat er in den ersten vier Jahren seiner Ministerschaft thatsächlich gewollt?

Für Schleswig-Holstein beantwortet er selber uns das in seinem Buche mit vollkommener und überzeugender Klarheit. Er hat von jeher die Annexion der beiden Herzogthümer an Preußen gewollt; er hat seit der Eröffnung der Krisis, dem Tode des dänischen Königs im November 1863, auf den Krieg mit Dänemark hingearbeitet; er ist es gewesen, der hier die Ereignisse und zwar mit der bewunderungswürdigsten und bewußtesten Sicherheit, von sich aus geleitet hat. Das erwidern die Denkwürdigkeiten — im Voraus! — den Anklagen des Jansen-Samwer'schen Tendenzwerkes über „Schleswig-Holsteins Befreiung"; am durchschlagendsten durch den Abdruck des großartigen Briefes, in dem Bismarck am 24. December 1863 seine dänische Politik gegen den Tadel seines Pariser Botschafters, des Grafen Robert Goltz, vertheidigte. Nicht näher eingegangen sind sie auf die Verhandlungen mit Herzog Friedrich von Augustenburg, und was sie dazu bemerken, ist schwerlich abschließend. Die Hauptsache aber erscheint einfach und deutlich.

Nicht so deutlich hat Bismarck sich über sein Verhältniß zu Oesterreich ausgesprochen.

Die Vorgeschichte des deutschen Krieges hat er übersprungen: er hat Kohl 1893 auf die Masse der von beiden Seiten veröffentlichten Depeschen verwiesen, die Geschichte seiner Zeit schreibe er ja nicht. So ist das Einzige, was er hier wirklich erörtert hat, nicht die Entstehung des Bruches, sondern das Gegentheil davon, der Versuch des „Dualismus“: einer gemeinschaftlichen Beherrschung Deutschlands durch die befreundeten beiden Großmächte Oesterreich und Preußen. Und freilich liegt hier eines der interessantesten Probleme seiner gesammten Laufbahn. Sybel (Begründung des Reiches, II, 447) hat fein und ruhig entwickelt, welche Wege sich dem neuen preußischen Minister 1862 darboten: außer dem Kriege mit Oesterreich eben auch die Verständigung, die entweder zu einer räumlichen Theilung Deutschlands unter die zwei Nebenbuhler, zu einer Auftheilung also wohl in eine norddeutsch-preußische und eine süddeutsch-österreichische Hälfte, oder aber zu einer Theilung des Einflusses über das einheitlich bleibende Deutschland zwischen jenen beiden führen konnte. Es ist seit Langem bekannt, daß Bismarck jeden einzelnen dieser Wege zu Zeiten eingeschlagen oder doch den Oesterreichern vorgeschlagen hat. Sein einziges, völlig unverrückbares Ziel war es sicherlich, für seinen Staat einen möglichst hohen Gewinn zu erreichen; der höchste Gewinn war stets die Verdrängung Oesterreichs, aber es war möglich, daß diese unerreichbar war; dann wollte Bismarck

zweifellos das jeweils Höchste nehmen, das dann noch übrig blieb. Aber ist ihm, auch dann, das Zusammengehen mit Oesterreich je mehr gewesen als ein Nothbehelf auf Zeit? Hat er je geglaubt, daß es gelingen werde? Hat er diese Verständigung deshalb je, ihrer selbst wegen, als etwas Bleibendes, mit vollem Ernste erstrebt? Oder hat er sie nur hingenommen, um alsbald selber darüber hinauszuschreiten, sobald er dies eben vermöchte? Es liegt auf der Hand, daß diese Frage auch dann noch ihr Recht und ihr Interesse behält, wenn man zugibt, daß der Minister sich sicherlich für den Fall der klaren Unmöglichkeit einer besseren Lösung mit dieser halben zufrieden geben mochte. Aber war denn diese Lösung, die dualistische, selber möglich? Lag in ihr nicht stets die Nothwendigkeit ihrer eigenen Ueberwindung? Konnten die beiden Großmächte, ehe sie sich gründlich auseinandergesetzt hatten, mit einander in ein festes Verhältniß kommen? Man beobachtet, daß Bismarck, eben indem er die Oesterreicher 1863/64 in preußische Bahnen zog, sie alsbald in eine arge Sackgasse hineingestoßen hat; man hebt hervor, daß dieses Zusammengehen für ihn eine Karte in seinem Spiele war, nicht die stärkste, aber eine brauchbare, und daß deren Ausspielung den Oesterreichern nach dieser ersten Erfahrung nicht sehr geheuer sein konnte[1]). Um so lauter wiederholt

[1]) So Lenz in unserm Gedächtnißbuch, S. 101 f.; vergl. meinen „Kaiser Wilhelm I.“, 3. Aufl., S. 237 ff., 402 f.

sich die Frage: War es für Bismarck jemals mehr, jemals ein in sich selber und dauernd werthvoller Zweck? Das gerade aber scheint es in den Denkwürdigkeiten zu sein. Diese sprechen ausführlich von der Eröffnung Bismarcks an Karolyi, von der Annäherung an Rechberg und malen die Folgen aus, die ein Gelingen des dualistischen Systems hätte haben können (I, 333 ff., 344 ff.); Oesterreichs Unterschätzung der preußischen Kraft und des preußischen Muthes hat verschuldet, daß der Versuch nicht so wie er es verdiente aufgenommen worden ist. „Der Dualismus würde, wie ich ihn mir dachte, dem jetzt bestehenden Verhältniß ähnlich gewesen sein, jedoch mit dem Unterschiede, daß Oesterreich auf die Staaten, die jetzt mit Preußen das Deutsche Reich bilden, bundesmäßigen Einfluß behalten haben würde ... Diese Gestaltung würde ... immerhin ein Fortschritt zum Bessern gewesen sein" (346). Doch fügt Bismarck hinzu, daß sie immer nur so lange hätte dauern können wie das persönliche Vertrauen zu den beiderseitigen Leitern; und er findet es (337) selber „zweifelhaft, ob sie ohne die klärende Wirkung der Erfahrungen von 1866 und 1870 sich in einem für das deutsche Nationalgefühl annehmbaren Sinne friedlich, unter dauernder Verhütung des inneren Zwiespalts, hätte entwickeln können." Früher aber (I, 289) hat er, gelegentlich seiner inneren Wendung in Frankfurt seit 1851, es nicht nur als seinen damaligen Eindruck bezeichnet, „daß die gegenseitige Anlehnung

von Oesterreich und Preußen ein Jugendtraum war", nicht nur angegeben, daß er dort „die dualistische Auffassung" in sich überwunden habe, sondern den ganz allgemeinen Satz aufgestellt: „der gordische Knoten deutscher Zustände ließ sich nicht in Liebe dualistisch lösen, nur militärisch zerhauen." Das ist, in anderer Form, genau derselbe Gedanke, dem seine Denkschriften und Briefe in den fünfziger Jahren mehr als einmal so monumentalen Ausdruck verliehen haben.

Wie steht es nun? Ist er dieser Frankfurter Ueberzeugung später, als Minister, wirklich eine Weile lang untreu geworden? Hat man wirklich Anlaß, auf seine „dualistischen Angebote" von 1862 ab so viel Gewicht zu legen, wie es die Erinnerungen doch immerhin thun? Wenn er die Oesterreicher nach Schleswig-Holstein führte, so war es ja logischer Weise in der That denkbar, daß dieses Bündniß anders enden könnte als in einem unentwirrbaren Streite über die gemeinsame Beute, d. h. im Kriege der beiden Verbündeten gegen einander. Bismarck hat ja versucht, die Beute, die zwei Herzogthümer, auf gütlichem Wege an Preußen zu bringen; aber war die Aussicht auf einen solchen Erfolg jemals groß? Ueberwog nicht von vornherein die Wahrscheinlichkeit, daß das Bündniß früher oder später die feindliche Auseinandersetzung nach sich ziehen müßte? Gewiß, Oesterreich konnte ja nachgeben, und dann hatte Preußen einen Gewinn an Gebiet und einen

moralischen Sieg davongetragen — auch über Oesterreich selbst! Man wird in der großen Politik, zumal wenn innerliche Gegner aus irgend welchen Gründen Hand in Hand gehen, mit den Begriffen Ehrlichkeit und Vertrauen sehr vorsichtig zu operiren haben; Bismarck hatte nicht für die Hofburg zu sorgen; Harmlosigkeit lag ihm doch zweifellos überaus fern. Er stellte dem alten Nebenbuhler nicht gerade eine Falle, indem er ihn auf seine Seite zog; aber er muß doch gewußt haben, daß jenem die neu geschaffene Lage zu einer Falle werden könnte. Wer wußte es denn nicht? Im Wiener Reichsrathe stellte (Ende Januar 1864) ein Redner die sehr begreifliche Frage: „Wir führen die Preußen mit Trommelwirbel und Schalmeienklang in die Herzogthümer hinein — und mit welcher Melodie werden wir sie herausführen?" (Friedjung I³, 80). Einen Monat zuvor hatte der preußische Minister seinem Botschafter in Paris in jenem ganz persönlichen, ganz rückhaltlos offenen Briefe über seine dänische und deutsche Politik, indem er seine Annäherung an den Kaiserstaat siegreich rechtfertigt (II, 5), das Bekenntniß abgelegt: „Sie trauen Oesterreich nicht über den Weg. Ich auch nicht; aber ich finde es für jetzt richtig, Oesterreich bei uns zu haben; ob der Augenblick der Trennung kommt und von wem, das werden wir sehn."

Ich habe — nicht als Erster natürlich — in meiner Biographie Kaiser Wilhelms I. die Dar=

stellung Sybels, der den großen Minister in diesen Jahren von 1862 ab so gar friedfertig malt, angezweifelt und dabei Widerspruch gefunden. Ich möchte doch auch gegenüber den „Gedanken und Erinnerungen“ die Ansicht festhalten, daß der dualistische Versuch in ihnen mindestens zu stark betont ist, in seiner Absicht allzu positiv erscheint. Schon Sybels Werk stand ja in seinen Auffassungen, wie man immer gewußt hat und wie das Buch Bismarcks von Neuem an vielen Stellen deutlich beweist, unter dem unmittelbaren Einflusse des Kanzlers. Wie aber ist dieser selbst dazu gekommen, an jener Periode die Anläufe zum Einverständnisse mit Oesterreich so besonders hervorzuheben? Die Erklärung würde leicht sein. Das fragliche Capitel beginnt (I, 331) mit dem Satze: „Die ersten Versuche auf der Bahn, auf der das Bündniß mit Oesterreich 1879 erreicht wurde, fanden statt, während . . . Rechberg Minister war.“ Also mit der späteren, freilich auf völlig neuer Basis ruhenden Freundschaft zwischen dem Reiche und Oesterreich setzt Bismarck diese älteren Hergänge in Zusammenhang. Die Gegenwart, innerhalb deren er schrieb, wirft auch hier ihr eigenes Licht auf die Vergangenheit zurück, sie bezeichnet — und, wie ich meine, verändert — die Maße, mit denen jene gemessen wird. Das Urtheil wird bewußt oder unbewußt durch den Dreibund (oder genauer den Zweibund von 1879) beeinflußt; Bismarck erschien sich nun selber, wenn meine Vor-

aussetzungen zutreffen, schon in der Periode des Kampfes mit Oesterreich ernsthafter zum Bunde mit jenem bereit, als er es in Wirklichkeit gewesen war. Und dann ist vielleicht auch die Vermuthung nicht unberechtigt, daß das Schweigen seiner Memoiren über die Vorgeschichte des 66er Bruches nicht lediglich daher stammt, weil ihm der Gegenstand für allzu bekannt gegolten hätte. Es fehlte ihm, unter den Aspekten von 1891, mindestens der Trieb, über jene Dinge von Neuem zu sprechen: von dem lebendigen politischen Interesse ging eben doch das historische bei ihm aus. Wozu sollte gerade er diese Kämpfe wieder aufrühren? Das gegenwärtige Verhältniß zu dem Donaustaate hing für sein Bewußtsein ja doch nicht mehr von diesen alten Gegensätzen ab: seine Sorgen richteten sich da auf Anderes, auf den Osten. So ist denn auch die Nutzanwendung, die er aus dem Scheitern des „Dualismus“ im Jahre 1864 zieht (I, 350), wieder durchaus auf die Jahre nach 1890 zugeschnitten. Oesterreich ist von Natur aus unberechenbar, und deshalb darf sein Bundesgenosse auf andere Combinationen, d. h. auf die Verbindung mit Rußland, niemals absolut verzichten. Es ist der Staatsmann, der in Bismarcks Buche redet, und was er sagt, will überall auf staatsmännische Absichtlichkeit hin geprüft sein. Mittelbar oder unmittelbar wird man fast immer die mannigfaltigen praktischen Beweggründe durch die Erzählung hindurchschimmern sehen.

VIII.

Nikolsburg und Ems.

Wir bleiben, unter vorläufiger Ausschaltung der Abschnitte über den Norddeutschen Bund, zunächst auf dem Boden der großen auswärtigen Kämpfe. Die Capitel Nikolsburg und Ems sind wohl für die Mehrzahl der Leser die eindrucksvollsten des gesammten Werkes. Die Wucht der Ereignisse, die Bedeutung der Kampfesziele ist ungeheuer, die Leistung Bismarcks springt in ihrer ganzen Riesengröße heraus, und das Bewußtsein, daß ohne Ihn alle diese hohen Thaten und diese lebenschaffenden Erfolge undenkbar blieben, nimmt den Betrachter ganz gefangen. Und gerade hier, beim Friedensschlusse mit Oesterreich, beim Kriegsausbruche mit Frankreich setzt sich die überlegene Kraft seiner Einsicht und seines Willens nur mit der äußersten Mühe, in persönlich schmerzlichen Krisen durch. Auch seine Schilderung dieser Vorgänge hat, mehr als an den meisten Stellen sonst, etwas dramatisch Hinreißendes, selbst in der äußeren Form. Es ist mir nicht erlaubt, den Inhalt dieser Abschnitte hier zu wiederholen; die Dinge selber habe ich, bereits unter Benutzung der „Gedanken und Erinnerungen", in meinem „Wilhelm I." eingehend erörtert; hier muß ich mich auf die undankbare Aufgabe beschränken, wieder die Fragen und Einwendungen zu vermerken, welche die eigene Darstellung des Fürsten aufruft. Zu dem Capitel

„Nikolsburg" nur einige Worte. Es ist aus Bruchstücken zusammengesetzt, die zuerst die Gegnerschaft des Ministerpräsidenten und der Officiere, dann den Abschluß des Friedens behandeln und mancherlei Lücken offen lassen. Wer ist der eigentliche Vater der Annexionen, d. h. der großen, ganze Länder umfassenden Annexionen in Norddeutschland? Nach einigen Andeutungen hätte Bismarck Annexionen überhaupt nicht nothwendig gefunden, und wesentlich der König hätte sie gefordert (vergl. auch I, 296; II, 70). Freilich legt Bismarck selber dann die Nothwendigkeit dar, Hannover zu nehmen und es ganz zu nehmen (II, 71). Die Anfänge der Annexionsgedanken, sowie die hiermit innig verknüpften Unterhandlungen zwischen dem Hauptquartiere, Goltz und Napoleon, berühren die Memoiren kaum. Und doch wüßte man von diesen interessanten und überaus heiklen Dingen sehr gerne Näheres und Sicheres. Die thatsächlichen Angaben Sybels gehen darin über die des Fürsten hinaus, aber auch sie sind in sich selber nicht ganz durchsichtig, und sie werden hier nicht klarer aufgehellt. Ich habe den Eindruck, daß Bismarck die norddeutschen Annexionen doch nicht nur widerstrebend, sondern äußerst activ angefaßt und durchgesetzt habe. Und handelte es sich bei dem Ringen zwischen ihm und seinem Herrscher in Nikolsburg, wo Wilhelm mehr und weiter wollte, und Bismarck mit überwältigender Weisheit die Selbstbescheidung und den Frieden erzwang, in der That um den Gegen=

satz zwischen preußisch-dynastischem Particularismus auf Wilhelms und deutsch-nationaler Einheit auf Bismarcks Seite (I, 295; II, 46) und nicht, zunächst noch, wesentlich nur um den Gegensatz zwischen Staatsmann und Militär, zwischen der Beschränkung auf das Mögliche und dem Griffe nach dem Unmöglichen? Vielleicht werden aus den Acten, wenn sie uns einmal wirklich in echter und voller Form vorliegen, auch diese Dinge, so fein und subjectiv sie ihrem Wesen nach sind, aufgeklärt oder doch besser beleuchtet werden können[1]).

[1]) Seitdem ich diese Sätze schrieb, hat wieder Lenz (im Juliheft der „Rundschau") seine genaue Untersuchung über das Capitel Nikolsburg veröffentlicht. Er hat auch hier kleinere Fehler der Denkwürdigkeiten festgestellt und berichtigt. Er begegnet sich in der Kritik von Bismarcks Aussagen über und gegen die Officiere mit Oscar v. Lettow-Vorbeck (Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland, II, 1899, besonders S. 651; ich habe Herrn Obersten v. Lettow überdies einen werthvollen brieflichen Hinweis auf die Bedenken, die Bismarcks militärischen Urtheilen hier entgegenstehen, zu danken, vgl. Lenz 111 f.). Hauptsächlich aber hat Lenz, nach den voraufgehenden Versuchen von Friedjung, v. Lettow und mir, in die Verhandlungen Bismarcks, zumal die französischen, tiefer einzudringen getrachtet und diese überaus schwierigen Fragen energisch und interessant beleuchtet. Zu abschließenden Ergebnissen kann man, wie er selber ausführt, noch nicht kommen, für König und Minister bleibt so manches Wichtige zweifelhaft; daß die Darstellung der „G. u. E.", soweit man sie an urkundlichem Materiale nachprüfen kann, im Einzelnen und Ganzen (preußische oder deutsche Tendenz? allgemeine Stellung zu den Annexionen? Behandlung Sachsens?) starken Ergänzungen und Bedenken unterliegt, ist aber klar. Auch

Die objective Hauptsache, das Recht und die Mäßigung Bismarcks, die unbedingte Heilsamkeit des Sieges seiner Meinung in den Fragen des Friedensschlusses ist für den Juli 1866 wohl bereits jetzt vollkommen klar. Dagegen bleibt bisher sogar seine eigentlichste Leistung als Staatsmann in dem zweiten Falle, dem 1870er, einigermaßen dunkel. So reizvoll Vieles an dem Emser Capitel ist, Neues gibt es, den früheren Aeußerungen Bismarcks gegenüber, so gut wie gar nicht, und das, was wir am liebsten wissen möchten, wird auch hier und hier vollends nicht erläutert. Schon Bucher hat es beklagt, daß sein Herr die Beziehungen mit Napoleon vor 1870 nicht im Zusammenhange dargestellt hat. Später soll Bismarck es vorgehabt haben; gethan hat er es nicht. Einige verstreute Bemerkungen (II, 49, 51 f., 103, 143, 168) berühren die allgemeine Vorgeschichte des Krieges, die europäische Lage zwischen 1866 und 1870. „Ich war nicht zweifelhaft," heißt es da, „daß ein deutsch-französischer Krieg werde geführt werden müssen, bevor die Gesammt-Einrichtung Deutschlands sich verwirklichte." Nur hinausschieben habe er diesen Krieg gewollt, bis Norddeutschland sich für ihn besser gerüstet habe; seine Politik aber stand nach 1866 unter der „Voraussicht des Bruches von 1870". Damit wird also die Frage nach dem Ursprunge

---

die Erzählung der Krise vom 23. und 24. Juli erweckt Zweifel, die vor der Hand schwer zu lösen sind.

dieses Bruches erheblich eingeengt: unvermeidlich war er, es handelt sich nur darum, ob er 1870, als ihn die spanische Candidatur zur Wirklichkeit machte, mit oder ohne Absicht Bismarcks eingetreten ist. Auch da ist wieder klar und von Bismarck selber hervorgehoben, daß der eigentliche Ausbruch von ihm selbst durch seine Emser Depesche mit vollem Bewußtsein herbeigeführt worden ist. Unsicher ist nur das Eine: die spanische Sache hat die Franzosen vorwärts getrieben; hat Bismarck diese Sache angelegt, hat er solche Folgen von ihr erwartet, ja gewollt? Und da nun erklärt er, daß er von dieser Candidatur nichts derart erwartet, nichts derart mit ihr bezweckt habe. Er stellt sie völlig isolirt dar, ohne Zusammenhang mit den Europa erfüllenden gefährlichen Gegensätzen, mit den besonderen Vorgängen von 1869 und 1870. Er gibt an, daß er sie als eine spanische und nicht als eine deutsche Frage betrachtet habe; daß er mehr an eine Förderung wirthschaftlicher als politischer Beziehungen durch einen deutschen König von Spanien gedacht habe. Ein befreundetes Spanien war für Deutschland immerhin erwünscht, aber ihm sicherlich keine Hülfe im Kriegsfalle. An der freundlichen Aufnahme des den Bonapartes verwandten Hohenzollern durch Frankreich hatte Bismarck „nicht den mindesten Zweifel". „Politisch stand ich der ganzen Frage ziemlich gleichgültig gegenüber. Mehr als ich war Fürst Anton geneigt, sie friedlich zu dem erstrebten Ziele zu führen."

Bucher hat 1892 diesen bestimmten Erklärungen des Kanzlers den Glauben verweigert; und Bucher war 1870 dessen geheimer und vertrautester Agent gerade in den spanischen Angelegenheiten gewesen. Die Tagebücher des Königs von Rumänien haben seitdem der Welt gezeigt, daß Bismarck die spanische Candidatur mit vollster Wucht betrieben, die Sigmaringer Hohenzollern erst in sie hinein gestoßen hat; vielleicht stammt bereits die erste Anregung von ihm, sicherlich alle weitere Betreibung: eine Anzahl wichtiger neuer Enthüllungen stellt das immer deutlicher vor Jedermanns Auge. Der Kanzler hat sich mit den 1894 erschienenen Tagebüchern in einer nachträglichen Bemerkung (S. 81) auseinandergesetzt, die leider sehr kurz und gegenüber dem einzigen Detail, das sie angreift, sachlich kaum im Rechte ist. Wenn er nun behauptet, die Candidatur lediglich harmlos gemeint zu haben, so wage ich nicht positiv zu sagen, daß dies falsch ist, aber annehmen kann ich seine Sätze erst recht nicht. Er hat in dieser Sache einen sehr stattlichen Apparat und zwar mit rastloser Beharrlichkeit in Bewegung gesetzt und erhalten, und Alles hinter Frankreichs Rücken. Er hatte zu Alledem jegliches Recht, und ich spreche von Neuem aus, daß seine Politik in diesem Jahre mit großartiger Kraft das Nothwendige gethan hat; jede weichliche Krittelei an ihr liegt mir vollständig fern; hat er den Krieg wirklich angelegt, so war das eines der höchsten Verdienste seines gewaltigen

Lebens. Aber die Räthsel, die seine Handlungen und Beweggründe für uns noch umspielen, werden durch seine Erzählung nicht im Geringsten beseitigt. Seine Einwirkung, das sehen wir, war von Anfang an weit stärker, als er zugibt. Was man daraus und aus Allem, was wir wissen, für seine Absichten folgern darf, will ich hier nicht von Neuem diskutiren, und eine ganz feste Entscheidung wüßte ich nicht zu treffen. Die Erklärungen seines Buches, so wie sie sind, befriedigen wohl Niemanden, der das gedruckte Material kennt und es unbefangen erwägt. Es wäre eine gewiß nicht unmögliche, aber ebenso gewiß eine starke Ueberraschung, wenn sie durch die Acten wirklich dereinst voll bestätigt werden sollten. Wenn aber nicht, so wird man es verstehen, wie der große Diplomat, dessen spätere Weltstellung auf dem Erfolge von 1870 ruhte, dazu gekommen ist, aus den sicherlich verschiedenartigen Berechnungen und Möglichkeiten, die ihm, als er diese Candidatur betrieb, vorgeschwebt haben mögen, die friedlichen vornehmlich herauszuheben und sie in seinem Bewußtsein und seinen Erzählungen in den Vordergrund zu stellen. Die Franzosen bleiben ja zweifellos, durch ihren Widerstand gegen unsere Einigung, immer die eigentlichen Verursacher des siebziger Krieges; sie haben auch im Juli jenes Jahres selber den Anlaß, den Bismarck ihnen, ob nun absichtlich oder unabsichtlich, darbot, mit Feuereifer ergriffen, und sie haben dann den Krieg unvermeidlich gemacht. Bismarck

hat ihnen später Alles zugeschoben, sich selber — abgesehen von der Emser Depesche — schlechterdings gar nichts. Auch Bucher und Busch gegenüber muß der greise Staatsmann das gethan haben; es ist nur anzunehmen, daß er von dieser Anschauung durchdrungen war. War sie irrig, so liegt hier wieder die hundert Mal gemachte Erfahrung von den Veränderungen vor, welche die Thatsachen des eignen Lebens im Gedächtniß aller, zumal der handelnden Menschen durchmachen; und wieder steht ja hier in jedem Falle nicht bloß der Historiker, sondern zugleich (oder sogar wesentlich?) der Diplomat vor uns. Vorläufig aber bleibt die psychologische Erklärung seiner Anschauung von den Thatsachen ebenso wie die Feststellung und Erklärung der Thatsachen selber uns noch ungewiß [1]).

---

[1]) Otto Kämmel, der seither die spanische Frage einer neuen, in mehreren wichtigen Punkten anregenden und werthvollen Behandlung unterzogen hat (Grenzboten 1899, II, Nr. 24 f.), deutet auf die Möglichkeit hin (S. 632), daß sich der Fürst, „weil er das endliche Mißlingen der von ihm mit solchem Nachdruck und aus so guten Gründen betriebenen spanischen Candidatur als eine persönliche Niederlage empfand, allmählich und unwillkürlich ein Bild von den Thatsachen zurechtgelegt habe, das ihm die ganze Angelegenheit als nebensächlich und als unbedeutender zeigte, als sie in Wirklichkeit gewesen war". Das wäre denkbar und will erwogen sein. Kämmel hat im Uebrigen die internationale Lage von 1869 und 1870 von Neuem geschildert und die Zeugnisse zusammengestellt, die uns bisher erkennen lassen, was man in Berlin von den Machenschaften Napoleons und seiner österreichisch-italienischen Freunde wußte. Er hat zu entwickeln gesucht, was Bismarck von

Das gilt auch, stärker als es wohl die Meisten empfunden haben mögen, für Bismarcks Stellung nach dem Ausbruche der Krise, in der Woche vom 5. bis 12. Juli 1870. Der Bundeskanzler verweilt nach dem plumpen parlamentarischen Angriffe Gramonts auf Preußen noch Tage lang in dem entlegenen Varzin. Die Unterhandlungen seines Königs mit Benedetti mißbilligt er dabei heftig; die Ausführung, wieso die weitgehende Nachgiebigkeit Wilhelms die deutsche Sache geschädigt habe, ist der interessanteste Theil des Capitels. Was aber Bismarck selber damals gewollt und gethan oder unterlassen hat, berichtet er uns nicht; auch dieses Räthsel dürfte sich erst im Zusammenhange des gesammten Problems der Vorgeschichte lösen. Den Schluß hat er wundervoll erzählt: daß wir seine Darstellung vom Entstehen der Emser Depesche, mit Moltke und Roon als mitwirkenden Zeugen, daß wir sein Urtheil über Werth und Wirkung der Depesche nun ganz unmittelbar aus seinem

---

Spanien erhofft haben kann — auch im Sinne seiner französischen Politik und selbst für den Fall eines französischen Krieges; es mag doch wirklich sein, daß die „spanische Fliege" in Napoleons Nacken dem Kanzler ganz unmittelbar mehr bedeutete, als man zunächst glauben möchte (S. 628 ff.), und daß er von Spanien mehr erwartet hat, als es dann hielt. Als eine Falle, die Napoleon in den Krieg locken soll, will auch Kämmel die Candidatur nicht auffassen. Nicht in allen Einzelheiten, aber in den Hauptsachen stimme ich seiner Kritik zu; die Räthsel ganz zu lichten, gelingt wohl uns allen vorläufig noch nicht. Meinen Text kann ich unberührt lassen.

eigenen Munde besitzen, das ist einer der erfreulichsten Einzelgewinne, die wir seinem Buche verdanken.

IX.

Versailles. Bismarck und Wilhelm I.

Von dem französischen Kriege selber sagen uns die „Gedanken und Erinnerungen" fast nichts; aber die politischen Streitigkeiten, die der Bundeskanzler im Hauptquartiere den langen Herbst und Winter hindurch ausfechten mußte, haben sie alle mit merkwürdiger Frische und Schärfe der Feindseligkeit festgehalten. Das Capitel Versailles ist ganz angefüllt von Kämpfen. Die Officiere des Generalstabes — das ist doch der Inhalt — drängen Bismarck aus den entscheidenden Berathungen hinaus; die Intervention der Neutralen droht und nur mühsam, gegen den unsachlichen Widerstand Gortschakows, kann Bismarck sie beschwören; die nothwendige Beschießung von Paris wird, lediglich dank den nicht minder unsachlichen Einflüssen hoher Damen, der englischen zumal, weiter und weiter aufgeschoben; die Kaiserfrage bringt den Minister zuerst theilweise zum Kronprinzen, dann vollends zum Könige in heftigen Gegensatz: es ist eine Aufreihung von Anklagen und Vorwürfen. Historisch gemildert haben die zwei Jahrzehnte die Empfindungen des Erzählenden nicht. Aber mit dem, was uns die Tagebücher und Briefe aus jenen Monaten selber über Stimmungen

und Gegensätze in Versailles lehren, stimmen die Erinnerungen des alten Kämpfers in allem Wesentlichen überein. Und auch wer die grimmigen Urtheile, die hier, mit geringen Ausnahmen, mehr oder weniger beinahe alle von Bismarck erwähnten Mithandelnden erfahren, keineswegs herübernimmt[1]), wird dem großen Reichsbegründer

[1]) Der Protest, der hier angedeutet worden ist, ist für einen Theil der Betroffenen in der schönen Schrift des Generals von Blume „Die Beschießung von Paris 1870/71, und die Ursachen ihrer Verzögerung", Berlin Mittler 1899, ausführlicher erhoben und begründet worden. Ob sie die Frage nach dem sachlichen Recht oder Unrecht in dem Streite über die Beschießung völlig abschließend erledigt hat, weiß ich nicht; aber daß die Gegner der Beschießung im deutschen Hauptquartiere sehr ernste und in der Hauptsache gewiß überwiegende, sachliche Gründe für ihre Handlungsweise gehabt haben und „daß die Verzögerung des Angriffes auf Paris sich hinlänglich auch ohne die Annahme pflichtvergessener Nachgiebigkeit gegen fremdartige, dem vaterländischen Interesse schädliche Einflüsse erklärt", das scheint auch mir über jeden Zweifel erhaben zu sein. Die einschlägigen Vorwürfe Bismarcks gegen die Unsachlichkeit der hohen Officiere (II, 111 ff.) schließen, wie Blume es ausspricht, in der That den der schweren Pflichtverletzung gegen das Vaterland in sich und müssen sicherlich rundweg abgelehnt werden. Daß das Verhältniß zwischen Bismarck und dem Generalstabe während des Krieges zu wünschen übrig ließ und daß der Kanzler hier sachlichen Anlaß zur Klage hatte, geht auch aus Blumes Darlegungen hervor. Auch Blume hat diese Gegensätze — mit gutem Rechte, und mit Feinheit und Ruhe — psychologisch begriffen und sie ohne Einseitigkeit aufgefaßt: darin wird ihm dankbar auch der zustimmen, der seinen Erläuterungen etwa nicht in allem Einzelnen zu folgen vermöchte.

das überwiegende sachliche Recht, das unermeßliche Verdienst während dieser an Sorgen wie an Thaten überreichen, heroisch schöpferischen Zeiten in staunender und dankbarer Bewunderung immer von Neuem zuerkennen. Ich darf für das Sachliche im Ganzen auch hier auf meine Kaiserbiographie verweisen und an dieser Stelle nur Eines herausgreifen, was sich dem Leser der Denkwürdigkeiten wie Buschs und Abekens im Laufe dieses Kriegswinters besonders stark aufdrängt: das Verhältniß Bismarcks zu seinem Herrscher.

Bei der Kaiserproclamation des 18. Januars 1871, so erzählt Bismarck, hat Wilhelm I. ihm in persönlicher Gereiztheit die Hand verweigert — weil Bismarck ihn gezwungen habe, deutscher Kaiser zu heißen, anstatt Kaiser von Deutschland. Ich habe die Deutung aufgestellt, daß es nicht eigentlich dieser kleine Unterschied der Titelfassung gewesen ist, der Wilhelms Unwillen erregt hatte, sondern vielmehr der Zwang, mit dem der Kanzler — als Organ der sachlichen Nothwendigkeit — seinem Könige das Kaiserthum überhaupt aufgedrängt hatte, ihm, der preußischer König zu bleiben wünschte, und dem der Kaisername in keiner der beiden Formen angenehm klang; für diese Deutung sprechen die Worte des Briefes, den Wilhelm damals[1]) an seine Gemahlin schrieb. Sein Groll verlöre darnach an Kleinlichkeit, wenn

[1]) Bei Oncken, Unser Heldenkaiser, S. 218.

auch die Titelform im engeren Sinne es gewesen ist, an die sich dieser tiefer sitzende und innerlicher begründete Groll äußerlich anschloß. Man kann ferner anführen, daß Wilhelms Unfreundlichkeit, die nach den Memoiren „mehre Tage" anhielt, ihn doch nicht gehindert hatte, seinen Minister gerade am 18. Januar zum Generalleutnant zu erheben — was für Wilhelms Empfinden doch nichts Geringfügiges war —, und daß er am 20. bereits in Bismarcks Wohnung gewesen ist. Bestehen bleibt es doch: am Tage des höchsten Erfolges, dem Tage, der wenigstens das Symbol für Bismarcks größte Leistung bildete, hatte dieser die Ungnade des Herrn zu erfahren, der Kaiser wurde wesentlich durch ihn. Wenn ich nicht irre, so hat keine Einzelheit in den beiden Bänden auf die Leser so viel Eindruck gemacht, so verblüffend und so erregend gewirkt wie diese. Es ist nicht leicht, den Meisten ganz verständlich zu machen, wie unendlich viel das Opfer, „den preußischen Titel verdrängt zu sehen", dem greisen Hohenzollern bedeutete, und wie ehrwürdig er in diesen Wochen des Widerstrebens doch blieb, wie wichtig die mühselige Selbstüberwindung, die gerade in diesem Widerstand bekundete tiefe Lebendigkeit des Altpreußenthums für unsere Geschichte, für die Zukunft des Reiches war. Man hält sich dem gegenüber allzu leicht an die sichtbare eine Thatsache; ich glaube, beobachtet zu haben, daß viel harte und ungerechte Urtheile über König Wilhelm daran

geknüpft worden sind. Wer ohne Oberflächlichkeit ehrlich begreifen will, muß in die Empfindungswelt des alten Herrn eindringen, in der doch mehr als bloß Persönliches, in der starke sachliche Gewalten zu ihrem berechtigten Ausdruck kommen; und er muß die Vorgänge dieses Winters auf sich wirken lassen, so wie sie die Summe der verschiedenartigen Zeugen uns veranschaulicht. Da wird man neben Bismarck, Roon, Busch und den Uebrigen, deren ungeduldige Vorwürfe uns bewegen, die ruhige Stimme Abekens hören, auf dessen ausgleichendes Urtheil ich früher hinwies. Man lese bei ihm, wie er zwischen König und Kanzler als Bote, aber zugleich ein wenig als Vermittler hin und her geht; wie es Wilhelm dabei durch einen peinlichen Zufall erfährt und wie liebenswürdig er es erträgt, daß sein Minister ihn über Holnsteins ganze gewichtige Sendung in vollkommenem Dunkel gelassen hat; wie Wilhelm gelegentlich in heftigem Zorne aufbraust und sich dann tapfer bezwingt; wie er mit zartsinniger Güte seinem vielerregten großen Diener neuen Aerger fern zu halten sucht, so daß auch dieser es gerührt empfindet; und wie Abeken in seiner ängstlichen Gerechtigkeit doch urtheilt: „der Minister schont auch den König nicht, wie er sich selber nicht schont“. So begreiflich es ist, so wahr ist es doch auch, daß an der Heftigkeit der persönlichen Reibungen auch Bismarck seinen natürlichen Schuldantheil trug; man darf das nicht vergessen, wenn man ihn klagen

und anklagen hört. Wie 1866 waren auch dieses Mal „die maßgebenden Nervensysteme" allesammt überreizt, und die Empfindlichkeit des dreiundsiebzigjährigen Königs, auf den die Beschwerden aller Parteien unablässig eindrangen, war schließlich mindestens so erklärlich wie die des Kanzlers: es war keine Kleinigkeit, daß und wie Wilhelm es verstand, sie zu überwinden. Und er hat doch wahrlich mehr geleistet, als seinen eigenen Widerstand gegen unerläßliche Neuerungen, die ihm von Hause aus fremd und verhaßt waren, ehrenwerth niederzudrücken. Es gilt zwar heute noch genau so wie vor zwei Jahren, daß in allen großen Angelegenheiten des deutschen Lebens von 1862 ab nicht Kaiser Wilhelm, sondern Bismarck der eigentlich Wirkende gewesen ist: das wird, glaube ich, für immer unzweifelhaft bestehen bleiben, auch wenn, wie zu erwarten ist, eine wachsende Kenntniß der ursprünglichen Quellen, zumal der Aeußerungen des Kaisers selbst, uns noch immer deutlicher zeigen wird, daß dieser niemals bloß geschehen ließ, sondern stets einwirkte, sich selber behauptete, und daß er so in jedes Ereigniß wie in jede sachliche Schöpfung seiner Regierungsepoche ein Stück seines Wesens mit hineingebracht hat. Dennoch ist es kein Zufall, daß gerade solche Historiker, die 1897, Angesichts der Hundertjahrfeier für Wilhelm I., den Antheil Bismarcks mit besonderer Schärfe hervorgehoben haben, sich heute, gegenüber dem erdrückenden Eindrucke des Bismarck-Buches, aus

genau denselben Beweggründen der Gerechtigkeit gedrungen fühlen, einer Unterschätzung des alten Herrn entgegenzutreten[1]). Ich will hier nicht von Neuem ausführen, wie positiv werthvoll es war, daß über den streitenden Großen in seinem Lager und seinem Rathe der Herrscher mit seiner schlichten Majestät, trotz mancher Nöthe, allezeit die nothwendige Einheit einer obersten Leitung gewahrt hat, ohne dabei den Einzelnen die Freiheit ihres Wirkungskreises zu beschränken, und wie er so seinen Platz mit heilsamer, ja unentbehrlicher Thätigkeit handelnd ausgefüllt hat. Aber gerade wenn man an die Arbeiten seines Kanzlers insbesondere denkt, wird man der Wucht gedenken müssen, mit welcher der König stets, wenn er erst den Entschluß zu einer politischen Action in sich und mit Bismarck durchgerungen hatte, seinen ganzen Willen hinter diese Action gesetzt hat, auch gegen den Widerstand derer, denen er von Hause aus innerlich nahe stand, und auch gegen starke Widerstände. Wie er ausglich, Schroffheiten seines genialen Dieners milderte, wie er dadurch den Gang wichtiger Dinge auch selbständig und wohlthätig beeinflußte, davon werden wir sicher noch mehr Beispiele erhalten, als wir bisher besitzen; das alles aber sind positive Leistungen. Dem Minister

---

[1]) So H. v. Petersdorff in der im März 1899 erschienenen Abhandlung über „Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen und Treitschkes Politik" (Bismarck-Jahrbuch VI, 3) S. 290, dem ich ganz beistimme.

erschien dieses Eingreifen seines Herrn allzu leicht nur als ein Hemmniß; er, der Mithandelnde, war indessen auch nicht berufen, das historische Urtheil über das Maß der verschiedenen zusammenwirkenden Kräfte zu sprechen. Das aber hat ja Bismarck stets gewußt und bekannt, daß dieser schlichte und langsame Mann, über den er so manches Mal klagte, dennoch der beste Verbündete war, den er überhaupt und je besessen hat. Es bleibt doch die selbstverständliche Wahrheit, die man heute gut thut von Neuem zu betonen: wenn Wilhelm nichts ohne Bismarck geschaffen haben würde, so doch auch Bismarck nichts ohne Wilhelm; sein Dasein, seine Treue, seine Mitarbeit bildeten die Voraus- setzung und nicht bloß den Hintergrund von Bis- marcks ganzem Werke. Wilhelm war nun doch einmal der König. Alle Welt hat jetzt vor Augen, was an ihm und an seinem Königthume den Genius gestört und gehindert hat. Aber welche Art von Regierung kann man denn überhaupt ausdenken, für Deutschland zunächst, aber auch für irgend ein anderes Land sonst, die einem Bismarck mehr denn ein Vierteljahrhundert hin- durch freiere oder nur ebenso freie Hand geschafft und gelassen hätte als diese Monarchie und dieser Monarch? Jede andere, die man sich vorzustellen vermag, hätte ihn stärker gebunden und früher ab- geschüttelt; und die einzige Form, die ihm be- quemer hätte sein können, wäre doch wohl die ge- wesen, daß er selber König war. Daß er es nicht

war, hat er oft mit bitterer Ungeduld gespürt; aber er war es doch einmal nicht. So aber wird sich dem ruhigen Betrachter das Zusammenwirken der Beiden, wie es gewesen ist, auch nach allen Enthüllungen dieses Jahres — die dem Kenner der schon früher erschlossenen Quellen höchstens im Einzelnen Neues gesagt haben — genau so wie vorher als das vielleicht höchste und glücklichste darstellen, das überhaupt erreichbar war; daß es durch steten Kampf hindurchging, ist bei der Größe dieser Gegenstände und bei der Stärke dieser Menschen und ist überhaupt bei allem gesunden und großen menschlichen Wirken unvermeidlich.

Die Zeugnisse dieses Kampfes sind uns ja schon bei Busch begegnet; ich habe die scharfen Aeußerungen, die Bismarck bei ihm auch über den König thut, berührt. Sie sind manchmal durchaus ungerecht, handgreifliche Uebertreibungen des Augenblicks, und niemals erschöpfen sie die gesammte Gesinnung des Kanzlers. Aber zu so manchen Ausbrüchen seiner privaten Correspondenz stimmen sie, und es beweist überdies für Buschs Zuverlässigkeit, daß dieselbe Entwicklung, die man vor Buschs Publication in dem Verhältnisse der beiden Großen beobachten zu können meinte[1]), auch bei ihm wiederkehrt: von etwa 1880 ab tritt auch in diesen Gesprächen Bismarcks die Kampfesstimmung zurück und eine stets wachsende Einigkeit mit dem Kaiser

---

[1]) „Kaiser Wilhelm I.“ [1]356 f., [3]383 ff.

hervor. In dieselben Zeiten fallen die schönsten und wärmsten seiner Briefe an Wilhelm. Und diese Briefe geben überhaupt ein Maß für jene mündlichen Aeußerungen ab. Auch in den vorhergehenden beiden Jahrzehnten hat Bismarck seinem Herrn in ihrem Schriftwechsel Widerspruch und geradezu persönliche Auseinandersetzung nicht erspart; er hat sich da stets ehrlich und aufrecht in seiner eigensten Würde behauptet und ihm niemals geschmeichelt. Trotzdem enthalten die Briefe auch schon der älteren Periode Beweise einer wundervollen Wärme und Zartheit des Empfindens, die später nur noch häufiger und volltönender werden; die Bekenntnisse von der Treue des Lehnsmanns und des Officiers und von der Liebe des Dieners zu einem solchen Herrn stehen dicht neben denen seines wahrhaftigen Stolzes. Mitten im Kampfe mit Wilhelm hat Bismarck (1869) zu Roon geklagt, daß ihm dieser Kampf in seinem persönlichsten Gefühle unerträglich sei — eben weil er den König lieb hatte. Das ergibt sich schon aus allen diesen Documenten seiner früheren Zeit, und nur wer Menschliches nicht begreifen kann oder will, wird es für unmöglich erklären, daß sich das scheinbar Widerstrebende, Hingabe und Hochachtung in der einen, Groll und Vorwurf in der anderen Stunde, zur selben Zeit und in derselben lebendigen und leidenschaftlichen Seele vereint. Nun sagen uns die „Gedanken und Erinnerungen“, wie der Altreichskanzler nach 1890 auf jenes Verhältniß zurücksah. In

seinem Buche kommen die alten Kämpfe wieder laut zu Worte, aber sie klingen in Versöhnung und herzliche Liebe aus: das ist Bismarcks letzte Aeußerung über seinen verstorbenen Kaiser gewesen. Man hat dieses schönste seiner Capitel („Kaiser Wilhelm I.") der Absichtlichkeit geziehen, als habe er vor Welt und Nachwelt mit idealisirender Feierlichkeit von Dingen gehandelt, die er in Wirklichkeit weit herber und kritischer empfand[1]). Ist das wahr? Hat er sich wirklich mit Gesinnungen drapiren wollen, die er eigentlich nicht besaß? Unser Gefühl ruft unwillig: nein; es vermag nicht anzuerkennen, daß Bismarck jemals posirt habe; gerade daß er dies nicht konnte, ist ganz gewiß einer der leitenden Züge seines Wesens. Wäre es aber nicht trotzdem immerhin möglich, daß er aus staatsmännischer Ueberzeugung es für wünschenswerth gehalten hätte, in seinem Urtheil über den Monarchen vor der Welt eine stärkere Zurückhaltung und Milde zu üben, als er, der ja „drei Könige nackt gesehen hatte", es innerlich that? Diese Möglichkeit will nicht gefühlsmäßig kurzer Hand verneint sein; es ist ganz richtig, daß man bei jedem Ausspruche des großen Politikers zugleich immer die Frage nach dem Zwecke stellen muß, den er damit bewußt oder unbewußt verfolgt haben könnte. Das Recht dieser Frage hat Fr. Meinecke in seinem

---

[1]) Vgl. Bamberger S. 7.

Aufsatze[1]) scharf betont, und ich selber habe sie bisher mehr als einmal aufzuwerfen gehabt. An sich ist sie auch hier nicht unberechtigt. Aber die kritisch-ruhige Erwägung führt, scheint mir, hier zu dem Schlusse: die Stimmung, die Bismarck in den Memoiren, in jenem vorletzten Capitel zumal, Wilhelm I. gegenüber ausdrückt, ist unbedingt echt. Jede schärfere monarchistische Tendenz, so wie sie der Reichskanzler vor 1890 sicherlich verfochten hätte, fehlt den „Gedanken und Erinnerungen"; soweit sie eine Tendenz haben, ist sie vielmehr persönlich-oppositionell, das heißt, sie verficht die Unabhängigkeit, die selbständige Geltung des leitenden Ministers neben dem Fürsten und bis zu einem gewissen Grade gegen den Fürsten; alles Menschliche an diesem ist überall stark, manchmal auffallend stark betont. Man hat es sofort herausgefühlt: der gestürzte Kanzler denkt mit Groll und Mahnung, wo er von den früheren Herrschern handelt, an die Gegenwart. Und so hat er denn in Wahrheit sein Verhältniß zu „seinem" Kaiser keineswegs idealisirt, auch nicht, um es nun etwa einfach als leuchtenden Gegensatz zu dem später erlebten Conflicte zu verwerthen. Er zeichnet Wilhelm I. mit hartem Griffel, er geht dabei, nach den Worten eines feinfühligen Lesers, „bis an die äußerste Grenze der Pietät". Da ist doch wirklich

---

[1]) Historische Zeitschrift 82, 287 ff.: die Herrschaft des Zweckes in Bismarck.

von Pose keine Spur; und die tiefe Liebe zu seinem Herrn, die so unmittelbar neben der Unbefangenheit kühler Beobachtung und Schilderung dasteht, muß auch der kritischen Prüfung als ganz wahr und überzeugend erscheinen. Diese Darstellung von der Hand des Greises wirft auf das Nebeneinander der Empfindungen in der Seele des Mannes ihr Licht zurück; Bismarck, das erkennen wir, sah stets den alten Kaiser genau, wie er war, und ehrte und liebte ihn doch. Wilhelms Charakteristik ist die eingehendste und schönste des ganzen Buches. Wie Bismarck beobachten, zergliedern und erklären konnte, das zeigen ja auch die Bemerkungen über die Kaiserin Augusta, über die Herkunft ihrer internationalen Neigungen und Abneigungen, über die Art ihres Einflusses auf ihren Gemahl in kalter Durchsichtigkeit; hier aber, bei Wilhelm, ergreift er das ganze Wesen, verbindet das Einzelne, das er scharf erkennt, zur Einheit, beseelt es durch warme und herzliche Mitempfindung. Es ist ein Porträt, genau und lebensvoll, das nur er in der Lage war so zu malen, großartig durch rückhaltlosen Realismus zugleich und geistige Wucht der Erfassung. Es enthält intime Einzelheiten, die sicherlich kein Anderer so kannte oder doch unter den Eingeweihten keiner so zu geben gewagt hätte, zumal über die Beziehungen zur Kaiserin. Man vergißt nicht, daß Bismarck gerade darin Partei ist, und möchte gern, wenn es möglich ist, auch den anderen Theil hören, d. h. über die Kaiserin Augusta nicht nur in

diesem negativen Sinne aufgeklärt sein; aber daß unsere Einsicht durch diese Blicke in die Zimmer des kaiserlichen Palais höchst charakteristisch bereichert und verschärft worden ist, bleibt dennoch wahr. Die großen Hauptzüge andererseits von Wilhelms Wesen, die Eigenart des altpreußischen Officiers, der er war, seine Anschauung von der Höhe seines Amtes und die damit untrennbar zusammenhängende Unfähigkeit zu jeder Regung von Neid gegen seine genialen Diener, alle diese Züge einer „königlich vornehmen", schlichten und großen Natur, deren Besonderheit zugleich so deutlich in dem preußischen Boden der Zeit Friedrich Wilhelms III. wurzelt: sie alle hat Bismarck, wie man sie wohl bereits vorher hatte erkennen können und dargestellt hatte, von Frischem aus innigster Vertrautheit heraus und in großem Stile wiedergegeben. Da ist Alles von überzeugender Wahrhaftigkeit durchweht; nur Eines ist doch wohl nicht ganz im Einvernehmen mit der Wirklichkeit der vergangenen Kämpfe: die Meinung, die er ausspricht, daß ihm persönliche Empfindlichkeit gegen Wilhelm I. sehr fern gelegen habe. „Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber eben so wenig gehabt haben wie im elterlichen Hause." Bismarck bekennt, durch sachliche Interessen in der Nervosität des Kampfes „zu einem passiven Widerstande gegen ihn geführt worden zu sein, den ich heut in ruhiger Stimmung mißbillige und be=

reue . . ."[1]). Ein ergreifendes Bekenntniß im Munde dieses Gewaltigen, der es nicht gewohnt war, sich vor dem Angesichte von Menschen zu beugen, liebevoll und liebeschaffend wie kein anderes Wort in diesen Bänden. Wer den Briefwechsel mit Roon und Anderes aus den früheren Tagen liest, der findet freilich, daß der greise Bismarck hier seine eigene, frühere Empfindung doch leise gefärbt und, man darf hier wohl sagen, idealisirt hat; sein eigener, unsicherer Ausdruck deutet ja ein Bewußtsein davon an. Daß aber dieses Gefühl gegen den alten Herrn in dem Verfasser der Denkwürdigkeiten absichtslos und echt war, bleibt auch hier bestehen; das ganze Capitel ist für das Verhältniß der beiden Männer, ganz abgesehen von aller künstlerischen Schönheit, auch inhaltlich ohne Zweifel eine Quelle vom höchsten Werth.

Ich bemerke daneben nur, daß mir die milde Charakteristik von Bismarcks Beziehungen zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm, wie sie die Memoiren (Cap. 33) darbieten, weniger zuverläßig vorkommt. Die Kämpfe mit ihm sind doch wohl schärfer und andauernder gewesen, als hier zugegeben wird. Auch bei der Schilderung des Großvaters dachte Bismarck ja gewiß an den Enkel, aber das hat die Schilderung selber nicht beeinträchtigt; bei dem Urtheile über den Vater muß der Einfluß der

---

[1]) II, 289 f., vergl. II, 48, und die minder unzweideutige Stelle I, 204.

späteren Stimmung größer gewesen sein. Der gegenwärtige Gegensatz ließ den früheren geringer erscheinen.

X.

Innere Politik seit 1866 und 1871. Bismarcks Art der Menschenbeurtheilung.

Das Reich ist gegründet. Die Darstellung Bismarcks wendet sich der inneren Politik zu. Das Capitel „Culturkampf" wird freilich unmittelbar an das über Versailles, an Verhandlungen angeknüpft, die sich auf Frankreich und Italien beziehen, und unter den übrigen Beweggründen tritt die Rücksicht auf das Polenthum besonders stark hervor. Alle confessionellen Absichten weist der Fürst von sich, die einer Wahrung der staatlichen Unabhängigkeit aber und einer Festigung der nationalen Einheit wird kräftig betont. Mit der „juristischen Detailarbeit der Maigesetze" habe er nichts zu thun gehabt, das sei Falks Sache gewesen, und Bismarck habe die dort begangenen Fehler nach einer Weile erkannt. Indessen, nicht er habe Falk verdrängt, im Gegentheil, er habe ihn festzuhalten getrachtet, und unter den „Vorgängen, die für Falks Rücktritt entscheidend wurden", nennt er die Streitigkeiten des Ministers mit dem Oberkirchenrath, also mit der evangelischen Geistlichkeit; den Hintergrund bildet auch dabei die Gegnerschaft der Kaiserin. Nach Falks Abgang hat Bismarck dann — und zwar auch hier im Widerstreite mit dem

Hofe — die mehr juristische Kampfesart aufgeopfert, sein eigenes Hauptziel (mehr gegen den Polonismus als gegen den Katholicismus) vornehmlich verfolgt; auch die Verschiebung der parlamentarischen Lage, die somit veränderte Rücksicht auf die Consolidirung der Reichseinheit wies ihn zum Frieden. Und das Ergebniß des Kampfes blieb nach dem Friedensschlusse doch immer „ein werthvoller Siegespreis" im Vergleich mit den Zuständen vorher: die unhaltbaren kirchlichen Artikel der preußischen Verfassung, sowie die katholische Abtheilung im Cultusministerium blieben beseitigt, die Kampfmittel gegen den Polonismus und vor Allem die Herrschaft über die Schule blieben in der Hand des Staates.

Alle diese Auffassungen Bismarcks sind nicht neu und haben dennoch Manchen überrascht; ich glaube, daß sie im Ganzen völlig zutreffen. Seine Stellung zum Culturkampf hat sich wohl in der That von derjenigen der Liberalen und der Juristen immer wesentlich unterschieden, und seine Absichten hat er, wenngleich unzweifelhaft mit schwereren Verlusten, als man hier merkt, bis zu einem gewissen Grade wirklich erreicht, weit mehr, als die Klage von der unbedingten Niederlage des Staates gegen die Kirche gewöhnlich zugeben will. Ich möchte trotzdem nicht leugnen, daß sich gegen dieses Capitel, auch wenn man seine eigentlichen Grundzüge anerkennt, allerlei einwenden läßt. Gleich Bucher hat es 1892 gethan[1]); er fand, der Fürst

[1]) Busch, Tagebuchblätter III 330.

schwäche seine Verantwortlichkeit für den Kirchenstreit und seinen Antheil an dem Mißerfolge allzu sehr ab. Gerade über die intime Geschichte des Culturkampfes, auch für die intimen Beweggründe des Kanzlers und für deren Wandlungen und Abschwächungen, fehlt es uns noch sehr an sicherem Wissen. Aber man braucht nur die Reden Bismarcks aus den siebziger Jahren zu lesen, um zu erkennen, daß wenigstens der Ton der Ereignisse auch hier wieder in den Denkwürdigkeiten ein erheblich anderer geworden ist. Mit welchem Feuer hat er sich in die Schlachten hineingestürzt! Wie sehr haben ihn diese Kämpfe einst beschäftigt! Aus seinem Buche allein würde man sicherlich, in so Vielem es Recht haben mag, von Ausbruch und Führung des Streites eine schiefe Vorstellung bekommen. Auch die Acten, die Falk[1]), ohne eigenen Commentar, über seinen Rücktritt veröffentlicht hat, zeigen freilich, daß der Ministerpräsident diesen zu verhindern oder, wie Falk vielmehr glaubte, zu vertagen gesucht hat, und daß der Zeitpunkt von Falks Entschluß durch dessen Gegensätze zum Kaiser in Sachen der evangelischen Kirche bestimmt worden ist, daß aber der eigentliche Grund doch auf dem Gebiete der katholischen Kirchenpolitik lag: das verwandelte Verhältniß zum Centrum, die Aufgabe

---

[1]) „Deutsche Revue", Januar 1899, jetzt wieder abgedruckt in Kohls „Wegweiser", 133 ff.

von „Grundsätzen", die ihm von entscheidendem Werthe seien, zwinge ihn zu gehen.

Auch dieses Capitel ist wichtiger für das, was Bismarck 1891 im Ganzen über die Verhältnisse dachte, als für den geschichtlichen Gang selber und für die geschichtlichen Einzelthatsachen. Seine politischen Lehren aber für Gegenwart und Zukunft treten hier mit der ganzen einfachen und gewaltigen Klarheit seiner Art zu Tage. Mit der katholischen Kirche gibt es für den Staat, vollends für den evangelischen, keinen dauernden Frieden. Es sind zwei unabhängige Mächte, die politisch mit einander auskommen müssen, und „alle Friedensschlüsse in dieser Welt sind Provisorien": das Wesen der Curie aber drängt sie „zum Umsichgreifen"; „sie duldet keine Götter neben ihr." Man kann hinzufügen, daß auch die Selbstbehauptung des Staates wiederum den Andersgesinnten nothwendiger Weise aggressiv erscheinen muß. Um so sicherer besteht Bismarcks alter und hier wiederholter Satz von der Ewigkeit des „uralten Kampfes zwischen Priestern und Königen". Und das für Bismarck besonders Bezeichnende ist die innige Beziehung, in der er diesen Kampf mit den übrigen Kämpfen der *auswärtigen* Politik erblickt.

Unter denselben obersten Gesichtspunkt stellt er die Abschnitte über die *innere Arbeit der Reichsgründung* zwischen 1866 und etwa 1879. Es handelt sich um die Capitel: „Der Norddeutsche

Bund", „Bruch mit den Conservativen", „Intrigen", „Die Ressorts". Er spricht da Anfangs von den Annexionen, von dem Indemnitätsgesetze, vom allgemeinen Stimmrechte; späterhin wird der sachliche Inhalt der innern Politik kaum mehr berührt, abgesehen vom Culturkampfe, den ich vorwegnahm. An die Spitze gestellt ist die Darlegung der Gefahr einer europäischen Coalition gegen das neue Deutschland: diese Gefahr hat Bismarcks gesammtes Verhalten, auch im Innern, von 1866 ab beherrscht. Das hat er nicht weniger als drei Mal mit starkem Nachdrucke wiederholt (II, 56, 151, 182). Er hatte es wohl auch früher gelegentlich ausgesprochen — so etwa zu Busch am 16. November 1881 (Tagebuchblätter III, 67); und daß, so lange das neue Reich nicht fertig oder nicht fest sei, innere Zwistigkeiten und innere Wünsche hinter die Gebote der nationalen Sicherheit zurücktreten müßten, daß wir im Lager ständen, in dem uns jeden Augenblick des Feldherrn Gebot wieder unter die Waffen rufen könne[1]): diese Erkenntniß haben ja Viele verfochten; wir greifen mit Händen, wie stark unsere europäische Lage auf unser Verfassungsleben eingewirkt hat und noch heute einwirkt. Mit so unbedingter Schärfe aber, wie es Bismarck hier thut, hat kaum Einer jemals die inneren Bedürfnisse den äußeren untergeordnet. Erst die Selbständigkeit und Sicherheit nach außen; so lange

[1]) Worte Heinrich von Treitschkes, Aufsätze III [4] 625.

Vertagung aller innern Fragen; die volle Kraft der Nation „und in der Diplomatie (überdies) der Schein dieser einigen Kraft" muß in die Wagschale der europäischen Kämpfe geworfen werden. Ob liberal, ob conservativ — nicht darauf kam es zunächst an, sondern „auf die freie Selbstbestimmung der Nation und ihrer Fürsten". Das Andere erwäge man erst ruhig, wenn „das Haus wetterfest sei". Lediglich so hat er hier die Verleihung des allgemeinen Stimmrechts begründet, das er sonst in seinen Reden doch auch sehr lebhaft in den Zusammenhang der inneren Politik hineinzustellen gepflegt hatte. Es ist wohl unbestreitbar, daß er in den Denkwürdigkeiten diese auswärtige Rücksicht zu sehr isolirt, zu einseitig hervorhebt, viel mehr, als er es in der Wirklichkeit naturgemäß hatte thun können; aber daß er so verfährt, ist höchst interessant. Es ist seine ganze elementare Eigenart und seine ganze persönliche und geschichtliche Mächtigkeit darin, wie er neben dem Gesammtnutzen, neben der Nation als Ganzem, alles Uebrige mit hartem Griffe bei Seite schiebt: er tritt da auf wie die Verkörperung der Nation. Kein Zweifel, daß er wirklich jederzeit von der hohen Warte der großen Politik aus, auf der er stand, über die kleineren Gegensätze zu seinen Füßen hinweggeblickt hat. Und doch würde man irren, wenn man nun glaubte, diese Gegensätze hätten ihn nicht trotzdem auch im Innersten berührt. Er sagt (II, 56), er habe an die Möglichkeit geglaubt, „der

königlichen Macht die nöthige Stärke zu geben, um unsre innere Uhr richtig zu stellen, wenn wir erst nach Außen die Freiheit erworben haben würden, als große Nation selbständig zu leben.“ Nun, die Thatsachen zeigen, daß er diesen — doch stets zugleich unmittelbar verfassungspolitischen — Streit für die königliche Macht auch in seinen liberalen Zeiten und auch seinen neuen liberalen Verbündeten gegenüber niemals aufgegeben, sondern ihn sehr bewußt und sehr eifrig, als ein in sich selber wichtiges Ding, weitergeführt hat, gleich von 1866 an. Aber in den Memoiren erinnert er sich daran nur wenig; die Streitigkeiten, die sein Gedächtniß beherrschen, sind vielmehr vorwiegend diejenigen mit seinen alten Verbündeten, den Conservativen, und mit seinen persönlichen Gegnern in den höheren Kreisen des Reichstags, des Ministeriums und des Hofes. Die Darstellung dieser Reibungen und Ränke drängt ihm für eine Periode seines Lebensganges alles Andere weit in den Schatten. Ich führe nur die Stichworte hinter einander auf: Moritz v. Blanckenburg, Conflict mit den Conservativen 1868 und 1872, Conventikel bei Roon, Kreuzzeitung, Declaranten, Reichsglocke, Unfreundlichkeit der Nationalliberalen. Und dann die fast völlig persönliche Reihe: Harry Arnim, Gontaut-Biron, Gortschakow, Friedrich Eulenburg, Bennigsen, Botho Eulenburg, Gruner; sie gipfelt in den Versuchen von 1878, Bismarck durch ein Bündniß seiner verschiedenartigen hochstehenden

Gegner aus dem Ministerium zu vertreiben. Der Eindruck all' dieser Verschwörungen gegen den Einen, all' dieses Strebens von Parteien und von Einzelnen, seine Erbschaft aufzumachen und anzutreten, ist beinah verblüffend. Wie für den Kriegswinter 1870/71, ist für diese Jahre bis an 1879 heran Alles auf den Ton persönlichen Kampfes gestimmt.

Wie urtheilen die „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks nun über seine Gegner, ja über Menschen überhaupt? Der Abschnitt, von dem wir handeln, fordert zu einer zusammenfassenden Charakteristik seiner Urtheilsweise auf.

So weit es sich um Gruppen handelt, ist sein Verfahren dasjenige, das wir früher allen allgemeinen Gewalten gegenüber bei ihm beobachtet haben. Die Parteien zersetzt seine Betrachtung. Von ihren Programmen, ihren Idealen spricht er mit großer Skepsis; er sieht in diesen weniger etwas seinem Wesen nach Unvermeidliches und Berechtigtes als einen verderblichen Anlaß zu selbstsüchtiger Schädigung des Gesammtinteresses der Nation. Den socialen Untergrund der Parteien, von dem er natürlich sehr wohl wußte, deutet er nur eben hier und da an, hebt ihn aber nirgend hervor. Er zerlegt sie vielmehr in seiner praktischen Kritik in Einzelne. Innerhalb der drei Classen seiner conservativen Gegner, die er (II, 147) unterscheidet, gesteht er nur den besten („manchen Mitgliedern" der Kreuzzeitungs-Gruppe) „achtbare prin-

cipielle Gründe" zu; die zweite Classe enthält die persönlichen Streber und die dritte, die wieder mehr eine gleichartige Masse bildet, die „Standesgenossen im Landadel", die dem geborenen Landjunker die Dotationen und den Fürstentitel nicht verzeihen konnten: auch sie also handeln aus persönlichen Beweggründen. Die Mehrzahl der Fractionsmitglieder (II, 159; vergl. zu alledem I, 58) hängt überhaupt nicht so sehr an Grundsätzen und Ueberzeugungen, als vielmehr an den Führern: „eine Person, ein parlamentarischer Condottiere," ist der „eigentliche Krystallisationspunkt" unserer Fractionen, und die Leitung beherrscht die Partei. Diese Führer hat er denn auch mehrfach näher in das Auge gefaßt. Es tritt eine große Zahl von Persönlichkeiten in seinem Buche auf; die meisten mit ganz kurzen Charakteristiken oder Urtheilen versehen. Die Urtheile sind, wie Meinecke angemerkt hat, beinah ausnahmslos, auch da, wo es sich um nahe Freunde Bismarcks handelt, von politischer Tendenz: „er zeichnet die Menschen fast durchweg unter dem Gesichtspunkte, ob sie seinem Zwecke dienten oder sich ihm entgegenstemmten." Und die Zahl der ungünstigen Urtheile ist erheblich größer als die der günstigen. Ludwig von Bayern und sein Graf Holnstein, die sächsischen Könige und der Großherzog von Weimar, mit einer Einschränkung Roon und Stephan und mit unerwarteter Rückhaltlosigkeit Edwin von Manteuffel, ferner Falk, Scholz, Maltzahn und von Ausländern

Andrassy und Schuwalow — das dürften die sein, die knapper oder ausdrücklicher gerühmt oder doch als Helfer Bismarcks genannt werden; einige weniger Hervorragende kämen etwa noch dazu. Die lange Reihe der ganz oder theilweise Bekämpften kann ich hier nicht aufführen: so manche davon sind uns schon begegnet. Auch von der Schärfe und Tiefe der Beobachtung, wie von der schlagenden und so oft schneidenden Kraft der Charakteristik habe ich, zuletzt bei dem Kaiserpaar, zu handeln gehabt. Der Kaiserin hat er, bei all' seinem Widerspruche, Majestät der Haltung, Muth und hohes Pflichtgefühl zugesprochen; er hat vor dieser Gegnerin, das scheint aus Allem hervorzugehen, „Respect" gehabt. Meistens aber klagt er nur an. Lenz sagt (in dem Gedächtnißbuche S. 95) von den Frankfurter „Denkschriften und Berichten des großen Staatsmannes", indem er sie der Auffassungsweise Treitschkes und der übrigen kleindeutschen Historiker gegenüberstellt: „Sie machen in der strengen Folge ihrer Deductionen und der Weite ihres geschichtlichen Horizontes häufig den Eindruck leidenschaftsloser historischer Betrachtungen und lesen sich etwa wie Capitel aus Rankes Werken." Ganz richtig; noch in dem 1859er Briefe an Schleinitz kann man diese Objectivität des Urtheils beobachten, und dieser Brief ist eine Handlung, empfiehlt bestimmte Handlungen. Aehnlich die „Gedanken und Erinnerungen" in dem Capitel „Zukünftige Politik Rußlands": auch da ein ver-

ständnißvolles, thatsächliches Eingehen auf das als natürlich angesehene Bestreben Rußlands, auf welches der staatsmännische Verfasser damit freilich zugleich einzuwirken hofft; aber er ist da auf seinem eigentlichen Berufsgebiete, der praktischen Ueberlegung über die Wirklichkeiten der auswärtigen Politik, wie sie sind, und wie er sie haben will. Da ist er ruhig und objectiv. Merkwürdig und doch begreiflich genug, daß er es nur dabei ist. Sobald die Spannung des activ staatsmännischen Ueberlegens, die Verantwortlichkeit, möchte ich sagen, des Staatsmannes, der Thaten vorhat und auf Thaten hinarbeitet, dem historischen Auffassen weicht, hört auch diese Objectivität auf. Die historische Objectivität, das Verantwortlichkeitsgefühl des Historikers gegenüber den geschichtlichen Wirklichkeiten, besitzt er nicht. Auch in dem einzigen, im besondern Sinne historischen Abschnitte der Memoiren nicht, in dem „Rückblicke auf die preußische Politik". Da sucht er nicht geschichtliches Verständniß, sondern lediglich ein praktisch verwerthbares, staatsmännisches Urtheil, das der Vergangenheit als solcher nicht gerecht zu werden braucht, sondern sie nur für Gegenwart und Zukunft ausnutzt; er sagt es ja, er übt „Kritik vom Standpunkte eines strebsamen Preußen" (I, 276). In den anderen Abschnitten vollends sind die Versuche, Einzelnen oder Gesammtheiten historisch nachzufühlen, überaus selten. Nicolaus von Rußland hat er einmal sympathisch gewürdigt; meist aber

verschmäht er es, die Menschen sorgsam aus den natürlichen Bedingungen ihrer Lage und ihres Wesens heraus zu begreifen. Das überträgt sich ihm in seiner historischen Betrachtung selbst auf die auswärtige Politik; nur ganz gelegentlich erkennt er die natürlichen Gründe einer Eifersucht Rußlands auf das neue Deutsche Reich (II, 231) an, sonst spricht er eigentlich nur von Gortschakows Persönlichkeit als der in Rußland gegen uns wirkenden Kraft und leitet Gortschakows üblen Willen lediglich aus ganz persönlichen Gründen ab. Und seine Gegner in innerer deutscher Politik — für die er ja auch schon als Reichskanzler niemals das gleiche Maß von Objectivität aufgeboten hat wie für die äußere — handeln, wie wir sahen, fast alle hauptsächlich aus persönlicher Selbstsucht. Die ganze Schale seines Zornes wird über sie ergossen.

Das ist wahrlich kein Wunder. Wenn etwas an dem großen Kämpfer erstaunlich ist, so ist es gerade jene kühle Vergegenwärtigung fremder Interessen durch den auswärtigen Politiker; natürlich und, fast möchte ich sagen, nothwendig erscheint uns vor Allem die Kraft des Hasses und des Grimmes an ihm: denn nur dank der elementaren Einseitigkeit seines Willens und seines Empfindens, seiner mächtigen Leidenschaft hat er die unendlichen Schwierigkeiten niederwerfen können, denen sein Wirken begegnete. Er mußte so sein; und wo wäre unter den Menschen der schöpferischen That, unter

den ganz großen Menschen der, der mit milderem Gefühl und milderen Mitteln gehandelt und gesiegt hätte? Das wissen wir und maßen uns gewiß nicht an, den Riesen mit kleinem Maße zu messen; und auch der Historiker wird von dem schneidenden Urtheile des gewaltigen Menschenkenners und Menschenverächters in gar manchen Fällen zu lernen haben: mit der Rankeschen Neigung zu wohlwollender Psychologie kommt man nicht überall durch. Allerdings — und das muß aufrecht erhalten werden — noch weniger ohne sie. Wenn die kleinen Leute dem Großen seine Urtheile nachsprechen oder ihm gar seine Urtheilsweise absehen wollten, so würde das nicht nur eine praktisch unerträgliche Verbitterung, sondern ebensosehr eine wissenschaftlich heillose Verflachung des Urtheils geben, eine systematische Ungerechtigkeit, die er selber am wuchtigsten getadelt hat.

Und wenn Fürst Bismarck oft gegen Freund und Feind ungerecht gewesen ist: er hat dies Recht des handelnden Genius mit hohem innerlichem Preise, man darf wohl sagen, mit seinem Herzblut bezahlt. Man lese den erschütternden Monolog, in dem er über den Abfall seiner alten Freunde, der Conservativen, klagt (II, 156). Sie mögen sich bitter über die Einseitigkeit seiner Würdigung beschweren; gleichviel! Wie unendlich mehr hat er selber in seinem leidenschaftlichen Herzen gelitten! Hier hat er es geschildert, was ihn in der furchtbaren Arbeit der sechziger und siebziger Jahre am

tiefsten gequält hat. Der Staatsmann muß handeln, auch wo er nicht mit Sicherheit erkennt, ob sein Weg der richtige ist: dieses „ununterbrochene Bewußtsein der Verantwortlichkeit" bei steter „Ungewißheit des Erfolges", so deutet Bismarck es, das reibt ihn auf. Wenigstens wenn er „seine Ehre mit der des Landes vollständig identificirt", wenn er von keinem Anderen Absolution zu nehmen im Stande ist, weder von einem Könige noch von einer parlamentarischen Mehrheit, sondern einzig und allein von seinem eigenen Gewissen: Bismarck hat das in überraschender und großartiger Pointe als katholische und protestantische Staatsmannschaft gegen einander gestellt. Es können viele Jahre vergehen, ehe der Erfolg ihm die Antwort auf seine innerlichen Zweifel ertheilt. Und dem, den solche Last bedrückt, ist der Abfall der Freunde, die Vereinsamung „mit sich und seinen Erwägungen" dann eine harte Probe, für seine Gesundheit ein schwerer Schlag. Die Intriguen und Feindschaften haben Bismarck ähnliche Schläge beigebracht; er hat die Erkrankungen bis zu Schweningers Eintritt auf diese Quellen zurückgeführt.

Das sind Klagen, wie sie Martin Luther in seinem Alter, wie sie Oliver Cromwell vor den Puritanerparlamenten ausgestoßen hat. Der nüchterne Hörer mag die Achseln zucken und antworten, solche Kämpfe seien einmal von allem Wirken innerhalb der Welt unzertrennlich, und die Leiden=

schaft des Kämpfers selber habe sie erst so schmerzhaft verschärft. Roon hat dafür ein tieferes Mitgefühl und einen höheren Ausdruck gefunden; er hat dem ermüdeten Freunde das Recht bestritten, sich von dem Kampfplatze zurückzuziehen: „Hat Prometheus das Feuer geraubt, so muß er sich nun auch die Fesseln und den Geier gefallen lassen." „Man nascht nicht ungestraft von dem Baume der Unsterblichkeit[1])." Bismarck hat weiter gekämpft; und aus den Denkwürdigkeiten hört Gustav Schmoller[2]) den „Ton des Titanen" heraus, „welcher sein Herzblut dabei vergossen hat", „die innere Tragik des weltgeschichtlichen Helden, der alles Große für sein Vaterland nur erreicht durch innere Erregungen und äußere Kämpfe so bitterer und so heftiger Art, daß all' seine Macht, sein äußerer Glanz ihn nicht über seine Einsamkeit ... trösten können." In diesem unverringerten Nachhall ungeheuerer innerer Erregungen liegt sicherlich der tiefste Eindruck des Werkes und öffnet sich der tiefste Einblick in Bismarcks Seele. Wer diesem Schauspiele sein eigenes Urtheil gefangen gibt, der sei sich wenigstens darüber klar, daß er auf eine historische Betrachtung verzichtet; wer aber die Macht des Schauspiels nicht in Ergriffenheit empfände und die Schroffheiten des Gewaltigen nur abzulehnen und zu tadeln wüßte, ohne ihn als

---

1) 1875, Denkwürdigkeiten III⁴ 414.

2) Zu Bismarcks Gedächtniß 65.

Ganzes nachfühlend zu verstehen, der verfiele in dieselbe Einseitigkeit, die er an Bismarcks Urtheil tadeln mag — nur, fürchte ich, ohne die Entschuldigung der Größe.

XI.

Das Schweigen der Denkwürdigkeiten über die wirthschaftliche und sociale Politik, das Uebergewicht der äußeren. Die Beweggründe jenes Schweigens.

Noch eine andere Einseitigkeit enthalten diese Capitel, die von den siebziger Jahren handeln: eine Einseitigkeit nicht so des Urtheils, als des Stoffes. Sie ist vorhin schon berührt worden. Was erfahren wir von den Gegenständen der inneren deutschen Geschichte jener Zeit, die doch wohl auch Bismarcks Leben mit erfüllt haben? Das Capitel „Intrigen" reiht die Fülle persönlicher Gegnerschaften, deutscher und auch europäischer, auf; es spricht eingehend von jenen Verschwörungen von 1878, die sicherlich noch sehr der kritischen Prüfung und Bestätigung bedürfen; es beschäftigt sich sieben Seiten lang mit dem Aergernisse der Erhebung von Bismarcks altem Gegner, Herrn v. Gruner, zum Wirklichen Geheimen Rath und der Publication dieser Erhebung durch den Reichsanzeiger (1877). Nur in dem kurzen Abschnitte „die Ressorts" steigt der riesige sachliche Inhalt von Bismarcks innerer Thätig-

keit, seine Vertretung des Gesammtinteresses, rasch vor dem Leser auf, aber auch hier wesentlich nur unter dem Gesichtspunkte des persönlichen Verhältnisses zu den Collegen und unter starken polemischen Seitenblicken auf die Lage nach 1890. Von dem größten Gegenstande seiner inneren Kämpfe, dem Wechsel der Wirthschaftspolitik, ist nur einmal nebenbei, auf vier Zeilen (II, 198) die Rede.

Und wie reich an Aufgaben und Leistungen ist dabei das deutsche Staatsleben von der Gründung des Norddeutschen Bundes an bis zu jenem Umschwunge von 1879 gewesen! Wie reich ist es vollends durch jenen Umschwung geworden, und wie mächtig hat der leitende Staatsmann an allen diesen Aufgaben mitgeschaffen! Das gilt bereits im vollsten Sinne für die umfassende gesetzgeberische und organisatorische Arbeit des ersten, des liberalen Jahrzehntes. Und schon damals drängte er, innerlich unbefriedigt, mit seinen Gedanken und Wünschen aus diesen Kreisen heraus; Schmollers „Briefe" haben das soeben wieder höchst einleuchtend nachgewiesen und haben dann die Ziele und die Erfolge der specifisch Bismarckischen Finanz-, Wirthschafts- und Socialpolitik in imposanter Zusammenfassung überschaut. Ich wiederhole nur die Stichworte: Eisenbahnverstaatlichung, Zoll- und Steuerreformen, finanzielle Verselbständigung des Reiches und dann, Hand in Hand mit dem Kriege gegen die Socialdemokratie, die großen Arbeiterversicherungsgesetze der achtziger Jahre. Was aber ist in diesen wenigen

Worten beschlossen! welch' eine Fülle von Arbeit, von Kampf, von Leidenschaft, von sachlich neuen und schöpferischen Gedanken und von heißem, persönlichem Leben! Denn Er war der Rufer und der Führer in diesem Streite; er hat seine ganze Riesenkraft hinter diese Pläne gesetzt. Die unvergeßlich großen Reden dieser Jahre bezeugen es: der ganze Bismarck spricht in ihnen, so feurig entschieden und so überwältigend wie je. Auch die grundsätzlichen Losungen hat er selber damals ausgegeben: die Losung vom praktischen Christenthume, von der sittlichen Wohlfahrtsaufgabe des Staates und den Traditionen des preußisch-deutschen Staates, von der Wirksamkeit des nationalen Gedankens in dieser das ganze Dasein ihres Volkes im Innern und Aeußern umfassenden deutschen Politik. Wäre alles das ihm lediglich Mittel zum Zwecke seines Machtkampfes gewesen? Ist es denkbar, daß nicht sein ganzes Wesen daran betheiligt gewesen ist? Selbst wer das annehmen wollte, würde zweifellos anerkennen, daß die wirthschaftlichen Fragen im engeren Sinne, die zollpolitischen zumal und die mit ihnen zusammenhängende Kräftigung des Reiches, den Fürsten ganz persönlich beschäftigt haben. „Die auswärtigen Geschäfte sind nicht die aufreibenden," hat er mitten aus dem Umschwunge heraus 1877 seinem Kaiser geschrieben.

Und von alledem schweigen die „Erinnerungen". Die Folgerung ist nicht selten gezogen worden: es hat ihm also im Grunde doch an herzlicher Antheil-

nahme für diese Gegenstände gefehlt. Man mag diesem Schlusse den Glauben verweigern; daß das Schweigen auffällig ist, kann Niemand bestreiten; wie ist es besser als durch jenes absprechende Urtheil zu erklären?

Betrachten wir zunächst, was die Denkwürdigkeiten, abgesehen von jenen „Frictionen“, für diesen Zeitraum noch behandeln. Es sind die Fragen der auswärtigen Politik.

Vom Dreikaiserbündniß an bis in die achtziger Jahre hinein hat sie Bismarck erörternd verfolgt, die Wendung von 1878/79 eingehender besprochen. Er führt uns damit — in den Capiteln: Berliner Congreß, der Dreibund, zukünftige Politik Rußlands — auf ein überaus dunkles und unsicheres Gebiet, und es versteht sich, daß auch diese knappe und hauptsächlich reflectirende Darstellung des Haupthandelnden nicht dazu geeignet ist, alle seine Dunkelheiten aufzuhellen. Wir hören von dem Gortschakowschen Kriegslärm von 1875, von der loyalen Haltung Deutschlands gegen den alten russischen Freund, von den Werbungen Rußlands um das engere deutsche Bündniß, von seinem ungerechten Grolle über den Berliner Congreß und seinen Drohungen im Sommer 1879. Sie zwingen den Kanzler, bei Oesterreich Anschluß zu suchen. Höchst bedeutungsvoll ist da wieder, was er über die Gefahr einer europäischen Coalition gegen unser in der Mitte des Erdtheils gelegenes Reich ausführt; diese Sorge hat ihn unablässig bedrückt,

und als Rußland gegen ihn vorgehen zu wollen scheint, greift er nach Andrassys Händen, um der vollen Isolirung zu entgehen. Kaiser Wilhelm seinerseits ist von dem Ernste der russischen Feindseligkeit und von der Nothwendigkeit des Zweibundes gegen den Zaren nicht überzeugt worden und hat, als er dem Zwange seines Kanzlers dennoch nachgab, es immerhin erreicht, daß dem Verfahren nach Möglichkeit die antirussische Spitze abgebogen wurde; er hat Alexander II. von dem neuen Vertrage in Kenntniß gesetzt[1]). Mir liegt es fern, auf Grund der unvollkommenen Kenntniß, die wir besitzen, an der Nothwendigkeit der Bismarckischen Schritte, seiner Abweisungen Rußlands und seines Uebertrittes zu Oesterreich, zu zweifeln; er wird auch 1879 nicht anders haben handeln können — denn im Grunde blieb ja doch stets das Verhältniß mit beiden, nicht bloß mit dem einen der zwei Kaiser sein Ziel — und er ist der unvergleichlich zuständige Richter für diese Fragen gewesen. Für uns indessen ist weder die Vorgeschichte von 1875 ab noch die Geschichte der Krise

---

[1]) Neben Bismarcks Erzählungen in den Memoiren und bei Busch (auch die älteren in seinen Reden sind dazu zu vergleichen) sind uns in Buschs englischem Werke (III, 257—289) die werthvollsten Acten zu diesen Hergängen dargereicht worden; Kohl hat sie in seinem „Wegweiser“ ebenso dankenswerth ergänzt. Darstellungen auf Grund jenes Materials in der dritten Auflage meines „Kaiser Wilhelm I.“ und jetzt in der Grunowschen Ausgabe von Buschs „Tagebuchblättern“, III, 345—354 (von Kämmel).

von 79 selbst irgendwie spruchreif oder auch nur in ihren Hauptthatsachen durchsichtig: wir werden auf ein eigenes Urtheil über diese Dinge und über ihre Beweggründe vorerst zu verzichten haben. An diesem Orte kommt es darauf an festzustellen, wie ausdrücklich der Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen“ diese Vorgänge, auf denen Deutschlands internationale Haltung seit 1879 geruht hat, bespricht; und wieder ist es deutlich, daß er dabei vor Allem politisch lehren will. Wie man in Zukunft weiter zu handeln hat, das ist das eigentliche Grundthema dieser Abschnitte; er warnt vor einer Vereinzelung Deutschlands und hauptsächlich vor einer unbedingten Hingabe an österreichische Ziele. Deutschland darf sich mit dem Zarenreiche nicht überwerfen, auf den Nachbarn an der Donau ist kein dauernder Verlaß.

Von hier aus nun begreift sich die Lücke in der inneren Geschichte dieser Zeit, die wir in den Denkwürdigkeiten fanden. Es ist von Anfang an Bismarcks Art gewesen, zu jeder Zeit Eine Sache mit unbedingter Sammlung aller Kräfte zu betreiben und alles Andere dahinter zurücktreten zu lassen. Die Stoffauswahl seiner Memoiren wird gerade an dieser Stelle durch diese Gewohnheit, zu concentriren, erklärt und liefert ihrerseits dafür eine bezeichnende Illustration. Er ist nach 1890 erfüllt gewesen von dem Grolle gegen höfische und ministerielle Feindseligkeiten: sie bilden den einen Text seiner Aeußerungen über die siebziger Jahre.

Er hat zumal, das klang durch Alles, was er von Friedrichsruh aus in die Welt gehen ließ, hindurch, mit bitterer sachlicher Sorge auf die auswärtige Politik seiner Nachfolger gesehen. Wir wissen ja jetzt, wie stark der Rückversicherungsvertrag mit Rußland in die Krise vom März 1890 hineingespielt hat; wir haben in den Aufsätzen der „Hamburger Nachrichten" wie in den Reden und Gesprächen des entlassenen Reichskanzlers immer wieder die eine Warnung vernommen: keine Abkehr von Rußland! kein Bruch mit Rußland! keine jähen Entschlüsse! keine Auslieferung der deutschen Selbständigkeit an die Sonderinteressen in Wien und Pest! Ihren Höhepunkt hat diese publicistische Arbeit ja im October 1896 in der Bekanntgabe jenes deutsch-russischen Neutralitätsabkommens von 1887 erreicht, die einen so mächtigen Eindruck gemacht und so laute Beschwerden entfesselt hat. Aus den „Gedanken und Erinnerungen" schauen diese Bedenken Bismarcks überall heraus. Sie hat er bereits im Sinne, indem er den „Rückblick" auf die preußische Politik des verflossenen Jahrhunderts wirft, indem er da die entlegene Reichenbacher Convention verurtheilt; ich habe nicht nachzuweisen, wie sie in diesen späteren Abschnitten beinahe Seite für Seite zu Tage treten. Die polemische, didactische Rücksicht auf die Gegenwart — schon Lothar Bucher hat es ja ausgesprochen — kommt dem großen Staatsmann eben nie aus den Augen; sie bestimmt recht eigentlich überall Ton und Stoff seines Buches.

Und sicherlich, sie gipfelte in jener angstvollen Sorge um die auswärtige Politik. Die Memoiren helfen uns zu ermessen, wie sehr, wie vor allem Andern sie ihm das Herz bewegte.

Es gilt dabei nicht zu übertreiben. Aus der Nichterwähnung einer Sache auf deren Nichtvorhandensein zu schließen, ist ja immer methodisch falsch und mindestens gefährlich. Der Fürst selber hat das Schweigen der „Gedanken und Erinnerungen" über so mancherlei Wichtiges mündlich wohl damit begründet, daß sich über jene Dinge ja genug in seinen gedruckten Reden und Acten finde; nur wo er etwas Neues zu sagen hatte, wollte er es hier noch sagen. Daß er nach 1890 den wirthschaftlichen und socialen Fragen nicht fremd geworden war, bezeugt ja überdies eine lange Reihe seiner öffentlichen Aeußerungen. Sein Interesse daran, wenigstens am Socialen, hatte sich mit dem Fortschritte seiner Lebensjahre und mit der Wandlung der innerpolitischen Lage freilich stark verschoben und wohl auch abgeschwächt; die schöpferischen Antriebe seiner Socialreform von 1881 waren ihm wohl wirklich einigermaßen verblaßt und damit der Reiz, literarisch über sie zu handeln: im alten, positiven Sinne hätte er es ja schwerlich mehr thun können. Aber aus seinem Gesichtskreise waren diese Angelegenheiten und gar erst die wirthschaftlichen durchaus nicht verschwunden. Wenn er in seinem Buche die äußere Politik so stark hervordrängte und über jene innere so völlig schwieg,

so folgt daraus zunächst nur, daß er nach 1890 den Wunsch, die erstere zu beeinflussen, ganz besonders stark empfand. Eine Folgerung über 1890 zurück würde vollends nie am Platze sein: er hatte sich damals doch in der That allzu unbedingt mit seinen inneren Bestrebungen gleichgesetzt, als daß wir glauben könnten, er habe zu ihnen kein persönliches Verhältniß gehabt. Das Eine allerdings bleibt bestehen. Er mag noch so sehr unter der Einwirkung des Momentes, im Dienste des Willens schreiben: charakteristisch ist es doch, daß es ihm überhaupt möglich war, seiner Vergangenheit zu gedenken und so Vieles daraus festzuhalten, ohne daß er auch nur ein Wort für diese Reformen von 1881 fand. Sein ursprünglicher staatsmännischer Beruf war eben doch der diplomatische. Und wir haben es ja vor Allem von Ranke gelernt, wie schließlich ein jedes ganz große staatsmännische Wirken immer wieder naturgemäß unter der Vorherrschaft auswärtiger Rücksichten steht. Die Vorherrschaft, wenngleich durchaus nicht die Alleinherrschaft, haben sie auch in Bismarck besessen. Vielleicht nicht gewollt, aber gewissermaßen symbolisch ist es, daß eben dieser Klang auch der letzte ist, der aus den Seiten seines Werkes heraustönt. Die Denkwürdigkeiten — soweit wir sie besitzen und zugleich doch wohl, soweit sie die Hauptzeiten seiner Thätigkeit umfassen, die Denkwürdigkeiten also als geschlossenes Werk — enden zwar mit den Abschnitten über die beiden ersten Kaiser und mit

einigen knappen, zum Theil abgerissenen Ausführungen über den Staatsrath und über Reichskanzler und Reichstag. Sie berühren hier auch einiges Wenige aus der inneren Geschichte der achtziger Jahre, von der sie sonst so gut wie nichts mehr enthalten, und sprechen mit Düsterkeit von der tiefen Enttäuschung des Reichsbegründers durch den Reichstag, den er geschaffen, von der Frage, so scheint es doch, einer Verfassungsänderung, die er Jahre hindurch im Sinne der Einheitsbedürfnisse mit sich und Anderen erwogen habe. Dann aber richtet er doch zuletzt seinen Blick aus dem Parteiwesen wieder hinauf in die stärkere und hellere Luft großer Entscheidungen: „in Kriegszeiten," so hofft er, wird sich das Nationalgefühl aus allen diesen kleinen Banden befreien. Und das Schlußwort, das er Kaiser Friedrich III. läßt, ist ein Dankbrief des kranken Herrschers an seinen Kanzler als den großen Förderer des preußisch-deutschen Heeres. So hallen seine Erinnerungen aus, und so hallen sie nach.

XII.

Gesammtertrag der „Erinnerungen" und der „Gedanken". Lehren zur inneren und zur äußeren Politik.

Ich bin den Hauptabschnitten des Buches fragend und beobachtend nachgefolgt. Wie ist der Ertrag des Ganzen?

An „Erinnerungen" bietet es, bei einer Menge einzelner Angaben, die wir sonst nicht besaßen, doch im Wesentlichen nichts Neues: aber es stellt die abschließende und classische Zusammenfassung der Bismarckischen Version von seinen Erlebnissen dar. Es ist in Bericht und Auffassung, so wohl es stets erwogen werden will, doch nicht einfach zuverlässig: es handelt sich eben um Memoiren, und an Quellenwerth stehen ihnen selbstverständlicher Weise die intimen Acten und gleichzeitigen Zeugnisse, und zwar unter dem, was wir bereits besitzen, insbesondere die Denkschriften und Depeschen, die Bismarck-Briefe, die Roon-Briefe, zum Theile selbst die Reden voran. Ueberall aber ist der neue Stoff aus dem früher bekannten und ist andererseits dieser aus jenem zu prüfen, zu erläutern, zu deuten. Gerade für die Hauptlinien seines persönlichen und politischen Daseins gilt es die Auffassungen des Achtzigers mit aller Vorsicht aufzunehmen; lernen kann man aus ihnen überall: wenn nicht immer für seine Vergangenheit, so doch für die Zeit der Abfassung und für den ganzen Bismarck überhaupt gewähren sie neue Erkenntniß oder mindestens neue Anregungen — auch da, wo sie zunächst, durch Lücken oder durch Urtheile, zu Fragen und zum Widerspruch aufrufen, wo sie Räthsel stellen, die es zunächst recht aufzufinden und erst in Zukunft ganz zu lösen gilt[1]).

---

[1]) Vgl. jetzt die entsprechenden Gesammturtheile von Lenz am Schlusse jeder seiner beiden Abhandlungen.

An „Gedanken“ für die Gegenwart und die Zukunft sind sie noch wesentlich reicher als an historischer Kunde: hier ist ihr Werth nicht bloß relativ, sondern absolut; was Bismarck da aufgestellt hat, das steht fest, wenigstens als seine Meinung und sein Wunsch aus dem Zeitpunkte der Niederschrift. Man kann sein persönliches System innerer Politik daraus zusammensetzen; Schmoller[1]) hat es gethan; die einzelnen Hauptzüge sind uns alle begegnet. Der Gegensatz gegen den Absolutismus und die Bureaukratie geht hindurch; gegen beide behauptet sich der Edelmann, der Mann der praktischen Wirklichkeit, der souveräne Staatsmann. Königthum und Volksvertretung müssen einander ergänzen; das hat Bismarck mehrmals näher ausgeführt, und er hat die Zeit Wilhelms I. dafür als Muster bezeichnet. Das Werthvollste sagt er über die Stellung des leitenden Ministers zur Gesammtheit des Staatsgetriebes, zu seinen Collegen und vornehmlich zum Monarchen; das ist das eine Grundthema seines Werkes, von Friedrich Wilhelm IV. an bis zu Friedrich III.; darin kommen alle seine Erfahrungen, alle seine Forderungen und alle seine Beschwerden zum mächtigen Ausdrucke. Das alte Problem, wie sich ein starkes Königthum und eine starke staatsmännische Führung durch bedeutende Minister vereinigen läßt, steigt in seiner

---

[1]) Zu Bismarcks Gedächtniß, 70 ff.

ganzen Wucht vor uns auf, und wir fühlen, wie es immer nur im Einzelfalle und zwischen Persönlichkeiten lösbar ist. Für Bismarck ist der Ministerpräsident der berufene und verpflichtete Träger der staatlichen Kraft und Einheit, der Träger des Staates, insofern dieser der Krone und dem Hofe gegenübersteht; aber das Bild des „constitutionellen“, verantwortlichen Ministers, wie er sein müsse, das er zeichnet, ist eben Sein Bild. Vieles, was er da verlangt und lehrt, ist von allgemeiner Geltung — so über das Verhältniß der politischen zur militärischen Oberleitung —, Alles ist packend und lehrreich; Manches aber verträgt doch nur auf ihn selber Anwendung: nur der Genius kann so mit den Parteien umgehen wie er; und nur neben einem Wilhelm I. ist dieser Minister denkbar.

Ungleich mehr noch wird man von dem Diplomaten Bismarck lernen können: die Regeln, die er hier gibt, sind eingehender, technischer, das Programm, das er hier entrollt, ist gleichmäßiger und umfassender. Sein Werk ist ein Diplomatenspiegel von großem Stile. Ueber Alles gibt er da erzählend oder lehrend Auskunft, über europäische Geselligkeit, Gesandtschafts-Correspondenz und Botenwesen, über die Pflichten der Berichterstattung und die Pflichten des Gehorsams. Man kann eine Klugheitslehre und eine Pflichtenlehre für den handelnden Staatsmann aus seinen Betrachtungen aufbauen. Er schärft ein, wie weit dieser vertragstreu sein müsse und sein dürfe, und

nimmt es mit dem vereinbarten Worte sehr ernst; er schärft vor allem Anderen die oberste Pflicht ein, das Vaterland über Alles zu setzen, über Person und Neigung, über Doctrin und Partei, und die rastlose Sorge um dessen Wohl im tiefsten eigenen Herzen zu tragen. Er, der Verächter des feierlichen Scheines, er, der über die Ideen auch in diesem Buche so geringschätzig die Schultern gezuckt hat und allzu leicht eine Phrase in ihnen fand, er verkörpert in seiner gesammten großen und festen Art, in seiner stets auf das Höchste gespannten persönlichen Kraft und tiefen Hingabe die Forderung, die er in den fünfziger Jahren an einen wahren Diplomaten gestellt hat, daß er „eine treibende, starke, politische Ueberzeugung" besitzen müsse: denn „Ueberzeugung und Glaube" allein machen ihm den „Staatsmann von höherem Zuschnitt" — nicht der Glaube an Worte, so würde er es erläutert haben, sondern der tiefe Glaube an sein Land, der ungeduldige, vorwärts treibende Glaube an dessen höchstes Recht und dessen lebendige Zukunft.

Er hat die Grundlinien des Verhältnisses zu den großen europäischen Mächten gezogen, wie er es für Deutschland erstrebt hat und in Zukunft erstrebenswerth findet. Zurückhaltung gegen das werbende England, Feindschaft gegen das feindselige Frankreich und stetes Verständniß mit Rußland, von dem uns kein unüberbrückbarer Gegensatz trenne; stete Wachsamkeit vor Bündnissen, die

uns umfassen wollen: so hat er es längst gepredigt, so wiederholt er es hier wieder und wieder. Immer bleibt Rußland ihm der wichtigste Stein in seinem europäischen Brette — ich wies auf die Mahnung hin, die ihm dabei im Sinne lag. Am unmittelbarsten aber beschäftigt er sich mit Oesterreich. Erst die Auseinandersetzung mit Oesterreich, so lange der alte Bund noch besteht; schon damals Anläufe zu neuer, gesünderer Vereinigung; später dann die Begründung des Systems von 1879. Dessen Vortheile entwickelt er lebhaft, aber er warnt vor seiner Ueberschätzung. Daß wir uns Oesterreich nicht unterordnen dürfen, hatte man seit vielen Jahren von Bismarck vernommen, und der russische Vertrag von 1887 hatte praktisch gezeigt, wie weit er davon entfernt war, auf Oesterreich allein zu bauen. Trotzdem ist man, als die Denkwürdigkeiten erschienen, überrascht gewesen, den Schöpfer des Bündnisses so rückhaltlos offen über dessen innere Schwächen reden zu hören. Am stärksten hat er dabei doch neben all' dem Anderen die Bedeutung des polnischen Elementes hervorgehoben, das seine eigene Politik gegen Rom, gegen Petersburg und auch gegen Wien ja immer so wichtig beeinflußt hatte. Es kann sich zwischen die beiden mitteleuropäischen Verbündeten stellen: Preußen kann auf seine polnischen Landestheile eben schlechterdings niemals verzichten. Dem heutigen Leser klingen Bismarcks Warnungen vor Oesterreich seltsam actuell. Man fragt sich, ob seine Skepsis

im Laufe der Jahre seit 1890 vielleicht gestiegen ist, und wüßte gar gern, aus welcher Zeit jeder seiner Abschnitte hier stammt. Doch hören wir von Busch (Tagebuchblätter III, 313), daß bereits im März 1891 der Zweifel an Oesterreichs Zuverlässigkeit im Manuscripte stand. Eins aber muß man betonen: aus der Sympathie zu den Deutsch-Oesterreichern geht die Bedenklichkeit des Fürsten gegen das officielle Oesterreich nicht hervor. Mit der gegenwärtigen Lage rechnet er noch nicht. Wo er unsere Stammesgenossen jenseits der schwarzgelben Pfähle erwähnt, redet er ohne eigentliche Liebe, jedenfalls ohne die Liebe, die sich heute bei so Vielen regt. Als er von den warmen deutschen Gefühlen spricht, die ihm 1879 von Gastein bis Wien entgegenwallten, thut er es mit Zurückhaltung und einer Art von leisem Staunen, und erklärt sie sich erst durch den Gegensatz dieser Germanen zu den Czechen. Die politische Haltung der Deutsch-Oesterreicher aber mißbilligt er an verschiedenen Stellen scharf: sie haben sich thörichter Weise die Habsburger Dynastie entfremdet und damit auch den außerösterreichischen Deutschen einen schlechten Dienst geleistet. Es ist dieselbe Mahnung, die er ja nach dem achtzigsten Geburtstage den besuchenden Steiermärkern so deutlich ausgesprochen hat. In Bismarck hat kein Hauch alldeutscher Gesinnung Raum gefunden, darüber sei man sich klar. Das Bedürfniß Deutschlands, in Europa zu wachsen, hat er auch in den „Gedanken und Er-

innerungen“ rund verneint, und wenn er erzählt, wie er am 24. Juli 1866 seinem Könige die Unmöglichkeit dargelegt habe, Deutsch-Oesterreich mit Preußen zu verschmelzen, so redet darin wohl zugleich oder hauptsächlich der Bismarck der neunziger Jahre. Den Zweikaiserbund, so führt er später aus, hat auch die öffentliche Meinung bei uns gefordert: aber er fügt ausdrücklich hinzu, daß diese Frage der Popularität für ihn in zweiter Linie gestanden habe. Ihm war es doch wohl lediglich ein äußerpolitisches Bündniß, und von allen nationalistischen Empfindungen blieb er hier frei. Er ist bis zuletzt der preußisch-deutsche, der kleindeutsche Staatsmann geblieben, als der er groß geworden war; Rußland wie Oesterreich gegenüber verharrte seine Stimmung und sein Urtheil auf dem Boden der sechziger Jahre[1]). Von diesem aus hat er der zukünftigen deutschen Politik, wie er sie haben wollte, ihre Bahnen mit der ganzen Großartigkeit und scheinbaren Selbstverständlichkeit seiner Erfahrung, seines Weltblickes, seiner diplomatischen Feinheit vorgezeichnet. Und noch Eines muß man feststellen.

---

[1]) Vergl. besonders I, 350; II, 45 (dazu wohl im selben Sinne wie ich Meinecke 289; vgl. jetzt Lenz), 77, 235 ff., 244 f., 253 ff., 266 f. Dem gegenüber vermag ich, ebenso wie Kohl, Wegweiser 6, die angeblichen Aeußerungen Bismarcks zu Bucher, die in der Kölner Wochenschrift „Das neue Jahrhundert“ (31. December 1898) erschienen sind, nicht für zuverlässig zu halten und bin in dieser Meinung durch die Vertheidigung (ebenda 14. Januar 1899) nicht erschüttert worden.

Alle diese Rathschläge halten sich im Rahmen europäischer Politik, von Colonial- und Weltpolitik hören wir nichts. Auch dieses Schweigen ist doch wohl bedeutsam, zunächst wieder für die kritische Richtung von Bismarcks Gedanken nach 1890, darüber hinaus aber zweifellos auch für seine positiven Anschauungen im Ganzen. Er, dessen große Wirksamkeit das deutsche Leben so unermeßlich erweitert und der das neue Reich dann noch selber in jene Colonial- und Weltpolitik hinauszuführen begonnen hatte, blieb trotzdem, das ist sicher, auch in dieser Hinsicht der Hauptsache nach innerhalb der Kreise seiner Manneszeiten stehen. Er behielt Deutschland vornehmlich doch als continentale, nicht als universale Macht vor Augen. —

Ganz gewiß, die „Gedanken" sind ein kostbares Vermächtniß für unsere Politiker und für unser Volk. Man wird aus ihnen immer wieder und überaus viel zu lernen haben. Ich möchte den oft gebrauchten Ausdruck, daß sie ein politisches Testament enthielten, dennoch nicht ohne Einschränkung wiederholen. Für ein volles Testament unseres größten Staatsmannes scheint es mir ihnen trotz Allem an der Allseitigkeit und Geschlossenheit zu fehlen: sie bedürfen aus seinem eigenen Leben, aus seinen Schriften und Reden auch dafür erst der mannigfaltigsten Ergänzung. Und ihre Wirkung auf die Hunderttausende und die Millionen vermag ich mir auch nur ganz mittelbar vorzustellen: das Werk, wie es ist, und so reich und

groß es ist, ist nicht ganz leicht zu lesen und zu nutzen. Es verlangt Menschen, die, in einem nicht gewöhnlichen Maße, zu lesen und richtig zu lesen, Empfänglichkeit und Selbständigkeit zu vereinen, überall aber durch die bewegte Oberfläche des Buches in die Tiefen der Absicht und der Persönlichkeit hinab zu blicken verstehen.

XIII.

Die Persönlichkeit. Ihr Verhältniß zu ihrer Zeit.

Das ist zuletzt der höchste Ertrag, den wir dem Buche Otto von Bismarcks verdanken: seine Darstellung der Bismarckschen Persönlichkeit selbst — nicht in dem, was es über sie erzählt und behauptet, sondern in dem, was sie hier thut und redet, wie sie vor uns hintritt, was sie ist. Auch die lehrende und erziehende Wirkung des Buches ruht doch am allersichersten in diesem Eindrucke der Person an sich: mit ihrem unverbrüchlichen Wirklichkeitssinne, ihrem stolzen Verantwortlichkeitsgefühle, ihrem Willen und ihrem Muth, mit ihrer Sammlung des ganzen Wesens auf Staat und Volk, auf Entschluß und That. So haben wir ihn gekannt, und so erscheint er auch hier. Er ist auch hier noch immer der Gewaltige, der alle Anderen hoch überragt. Freilich, er ist der Entlassene, der Sechsundsiebzigjährige, von dem Bucher (bei Busch, III, 307) geklagt hat, „die alte

‚Wurstigkeit‘ im vornehmen Gefühle der Leichtigkeit und Ueberlegenheit, im sorglosen Blick von der Höhe“ sei ihm abhanden gekommen. Dennoch ist es noch der ganze Bismarck; und wenn der vorherrschende Klang seiner Erinnerungen, der Klang von Bitterkeit und Trauer, so Manchen überrascht hat, so lag die Schuld daran nicht bei Bismarck. Denn das ist sein Ton auch früher schon gewesen, wenn er von seinem Leben und dessen Kämpfen sprach. „Bismarck zürnt im Gezelt“ — so klingt es Conrad Ferdinand Meyer 1881 auf seinem Alpenpasse vom Telegraphendrahte herunter ins Ohr, und den Vergleich mit Achill, den der Dichter da andeutet, hat schon während des französischen Feldzuges Herr von Keudell einmal gezogen. Von den Klagen und Anklagen in den Parlamentsreden will ich nicht sprechen. Schon frühe aber begegnet auch in den Unterhaltungen des Kanzlers eine erhabene Schwermuth, ein Weltschmerz, der Busch (1877, II, 467) befremdete; wie wenig Glück habe er gestiftet und geerntet! Er hat 1883 und 1887 von der Dauer seines Werkes mit melancholischem Zweifel gesprochen; nicht erst aus der Zeit der Zurückgezogenheit also stammen diese resignirten Klagen, die aus dem Munde des Achtzigers so ergreifend erschollen sind. Und wie alt ist seine Sehnsucht nach Ruhe! Er hat sie mit Friedrich dem Großen getheilt, und sie war bei beiden sicherlich echt: nur Bismarck ist es beschieden gewesen, die Probe darauf zu machen, und zu

erleben, daß er die Ruhe noch hundertmal weniger ertragen konnte als zuvor den oft gescholtenen Kampf. Es war eben doch so[1]): er konnte ihn nicht entbehren; nur im Kampfe, im politischen Ringen lag sein Glück, und der Kampf, bitter und zornig empfunden, ließ es ihm erscheinen als eine Qual. Die Rastlosigkeit des Genius war in ihm, der immer handeln muß, dem die That Alles ist, das Gethane und Erreichte nichts, der unersättlich weiter und weiter dringt, immer schaffend und dennoch „unbefriedigt jeden Augenblick“, der „Qual und Glück im Weiterschreiten“ allein findet. So hat unser politischer Genius den Helden unseres größten Dichters, den Faust zumal vom Schlusse des zweiten Theiles, zu ergreifender Wahrheit gemacht — nur daß über seinen Greisentagen der Schimmer schwer errungener, aber doch noch siegreicher, Goethescher Versöhnung am letzten Ende nicht geleuchtet hat. So grenzenlos die Fülle seiner Erfolge und seiner Segnungen gewesen ist, das Bewußtsein davon gab ihm kein Glücksgefühl. Er hat bis zuletzt die Gegner und die Mühsale seiner Lebensarbeit grollend beschuldigt, daß sie seine Kraft zerrieben und ihn krank gemacht hätten: so hat er es ehrlich gefühlt. Er vermochte nicht zu erkennen und nicht zu glauben, daß der eigentliche Quell seiner Schmerzen in seiner eigenen Brust strömte: in jenem heißen, ewigen Streben seiner Natur, das

---

[1]) Zu Bismarcks Gedächtniß, S. 133.

ihn gerade zu ihm selber machte, und aus dem ihm Alles emporquoll, seine Größe und seine Kämpfe und auch seine Einzigkeit und Einsamkeit; denn er war Wirker und Herrscher von innerstem Beruf und konnte nur Eine Stelle haben: über seiner Welt.

Das ist ja die unvermeidliche Einsamkeit aller Heroen unseres Geschlechts. Ihn hat ein feinsinniger Beurtheiler noch in anderem Sinne innerhalb seiner Zeit einsam und einzigartig genannt[1]). Bismarck, so meint er, empfindet anders als seine Zeit; er ringt nicht mit sich selber nach einem harmonischen Lebensideal, er dient nicht Principien und Doctrinen, sondern lediglich ganz einfachen objectiven Mächten, weil er diese als lebensfähig und stark erkennt, und nicht aus theoretischer Ueberzeugung. Er bringt sie — z. B. leitendes Königthum und Selbständigkeit der Einzelnen — nicht nach dem Hange des Jahrhunderts in ein System, sondern sieht immer nur das Lebendige und Concrete. Alles an ihm ist großartige Einfachheit und Ungebrochenheit der Instincte. „Er ist das Kind einer älteren Culturperiode, er ist mehr ein Held Shakespeareschen als Goetheschen oder Schillerschen Schlages." Vieles an diesen höchst interessanten Aufstellungen berührt sich mit mancher Beobachtung, die auch in diesen Aufsätzen gemacht worden ist; ich habe früher[2]), indem ich

---

[1]) Friedrich Meinecke in der „Historischen Zeitschrift", S. 289 ff.

[2]) Hohenzollern-Jahrbuch 1898; zu Bismarcks Gedächt-

Bismarck den romantischen Legitimismus absprach, den Ausdruck gebraucht, daß sein historisch-monarchisches Gefühl wie jedes Gefühl in ihm mit realistischem, greifbarem Inhalte angefüllt war, und habe oben (unter VI) zu erweisen gesucht, wie ihm als Schriftsteller alle allgemeinen Gewalten doch nur unter dem Gesichtspunkte des Handelns, meistens seines Handelns, als Stoff für den gestaltenden Staatsmann in Betracht kamen. Meineckes Anregung indessen, wie man sieht, führt doch erheblich weiter; ich gehe dem Verhältnisse des Mannes zu seiner Zeit, theilweise im Sinne jener Fragestellung, hier noch zusammenfassend nach.

Da drängt sich, über allen den schneidenden Widersprüchen von Hitze und Kälte, von Selbstherrlichkeit und Selbsteinordnung, die in diesem großen Menschen schroffer neben einander stehen als in jedem sonst, als erster und stärkster Eindruck die stählerne Einheit seines Wesens auf, die jene Widersprüche unbedingt zusammenhält und beherrscht. Er ist, trotz allem, durchaus ein Mensch aus Einem Gusse; in der That ganz frei nicht nur von aller der unreifen, sprunghaften Willkür und Zerrissenheit, sondern auch von der reiferen Reflexion, dem theoretischen Zuge des „modernen" Menschen, wie dieser die Bildung des

niß, S. 140. Dort auch bereits der Grundstock der hier folgenden Gedanken und eine vollere Ausführung eines Theiles davon.

scheidenden Jahrhunderts vornehmlich getragen hat, von dessen Bedürfniß, sich selbst und die Welt mit analysirender Kritik zu durchdringen und sich seine Anschauung dann ordnend und steigernd zur Doctrin, zum Ideale zu gestalten. Er ist vielmehr elementar, unreflectirt, der Praktiker, trotz aller äußersten Feinheit und Vielgewandtheit des Geistes als Ganzer einfach, in der Bethätigung seiner colossalen Kraft durch keine Lehren, keine Illusionen geleitet oder gehemmt, nichts an ihm von des Gedankens Blässe angekränkelt, alles auf Willen und That und einfach große Ziele gerichtet, wirkend wie eine Naturkraft, mit ungeheurer Sicherheit und Energie, die alle politischen Mittel, auch die der Gewalt und der List, rücksichtslos in ihren Dienst stellt; einheitlich und machtvoll bis zur Furchtbarkeit und zur Erhabenheit.

Es ist indessen schon jetzt überaus reizvoll und wird, je besser wir sehen lernen, je mehr wir erfahren werden, immer reizvoller werden, den Verbindungen dieser Individualität sonder Gleichen mit ihrer Umwelt im Feineren nachzuspüren. Denn natürlich, die Verbindungen und Abhängigkeiten bestanden doch auf allen Lebensgebieten, und sie waren doch keineswegs gering — auch wenn es wahr bleibt, daß aller Inhalt der Zeit in ihm seine im höchsten Maße besondere Art und Form annahm.

Die seelischen Entwicklungskrankheiten, auch die der geistigen und religiösen Bildung,

hat auch er durchgemacht; es ist schon bemerkt worden, wie wenig wir davon leider wissen, und wie wenig zumal er davon überliefert hat. Es waren, so mag man sagen, fremde Elemente, die sein Blut wieder ausgesondert hat. Den „Pantheismus", den religiösen Zweifel hat er immerhin erst als Dreißigjähriger ganz überwunden. Andere Einflüsse wirkten sein Leben lang in ihm nach: er hatte noch die volle Schule des literarischen Zeitalters genossen, und sein Goethe ist ihm lieb und werth geblieben. In Versailles hat er dem Goetheschwärmer Abeken in seiner charakteristischen Art erwidert, drei Viertel vom Goethe wolle er ihm schenken. „Das übrige freilich — mit sieben oder acht Bänden von den vierzig wollte ich wohl eine Zeit lang auf einer wüsten Insel leben." (Busch II, 29). Nach seiner Entlassung hat er das ja wohl wahr gemacht und seine Klassiker von Neuem durchgenossen. Wie viel Nahrung hat seine Sprache, erdwüchsig wie sie ist, zugleich aus der Feinheit seiner literarischen Bildung gezogen! Es ist oft gesagt worden, daß in ihm selber ein großes Stück angeborener Künstlerschaft war, und daß sein Wesen, wenn er daheim war und ausruhte, in der bezaubernden Feinheit und Anmuth der Haltung und des Wortes den Eindruck des Kunstwerkes machte. Man braucht jedoch nur den alten Goethe und den alten Bismarck neben einander zu denken, um die Kluft zu ermessen, die den großen Staatsmann von der Welt des großen Humanisten

trennte; der tiefe Unterschied zwischen den Denkwürdigkeiten der beiden Männer ist schon berührt worden. Bismarck hat freilich auch sein Persönlichkeitsideal gehabt und nie vermocht, darauf zu verzichten. Wie gern möchte man die Einflüsse sondern können, die ihn in seiner Jugend da möglicher Weise getroffen haben! Aber gewiß, von dem ethischen und ästhetischen Hauche, der den Persönlichkeitsglauben des Goetheschen Humanismus trug, tritt bei Bismarck nichts zu Tage; sein Individualismus, wie er uns an dem Fertigen entgegentritt, ist von den Zeitgedanken völlig frei. Mit dem modernen Wesen steht er eher im Gegensatz; die großen Städte ertödten die Individualität, sagt er (Busch I, 348) am 3. November 1870, auf dem Lande bleibt man natürlicher und selbständiger. Sein Persönlichkeitszug ist in der That der uralte und rein thatsächliche des Landbewohners, des Landedelmannes. Von der Anerkennung einer Heiligkeit der Individualität an sich, von der grundsätzlichen Schonung des Persönlichen im Anderen ist keine Rede. Auch sein Christenthum hat ihn dazu keineswegs geführt. Es ist außerordentlich schwer, es recht zu erfassen. Er hat es von den „Pietisten" der vierziger Jahre übernommen und ja noch Jahrzehnte später die Andachtsbücher der Brüdergemeinde auf seinem Nachttische liegen gehabt: es ist einer der Punkte, wo er am sichtbarsten mit einer allgemeinen Richtung der Zeit und am sichtbarsten gerade mit einer ihrer allgemeinsten Mächte im Zusammen-

hange steht. An der Tiefe und Lebendigkeit seiner Religiosität kann gar kein Zweifel sein[1]; aber auch sie hat keinen principiellen, sondern einen ganz thatsächlichen Charakter gewonnen. Sie dient ihm, sie hält ihn, sie weist ihm die Wege seiner Pflichten und entlastet ihm die Seele von der furchtbaren Verantwortlichkeit seines Lebens, die er allein, ohne seinen Gott, nicht zu tragen vermöchte. Aber sie modelt sich völlig nach den maßgebenden, elementaren Bedürfnissen seiner Person und seiner großen Aufgaben: man möchte sagen, sie dient mehr ihm als er ihr. Sie hat bei ihm keine Art kirchlicher Gebundenheit zur Folge gehabt; er hielt sich dem kirchlichen Leben ja wohl fern und hat sich in Erwägungen und Gesprächen gern und frei mit der neueren Naturwissenschaft beschäftigt. Darin nun enthüllt sich wieder eine der wichtigsten allgemeinen Beziehungen seiner Erscheinung. Friedrich v. Bezold[2] hat den genialen Empiriker Bismarck, den Mann der Realitäten, den Feind der Gefühlspolitik, als echten Zeitgenossen Charles Darwins bezeichnet. Gewiß, die Entwicklung Bismarcks geht derjenigen der Naturwissenschaften parallel. Indem er sich von dem Geistigen, das seine Jugendbildung erfüllt hatte, mehr abwandte, indem ihm immer sicherer die Wirklichkeit

[1] Ob sie später noch Schwankungen erfahren hat, wie mir erzählt worden ist, darüber wage ich nichts zu sagen.

[2] In seiner schönen Bismarckrede vom 18. Januar 1899, Sonderabdruck aus der Bonner Zeitung, S. 7.

und insbesondere die Macht in den Vordergrund rückte, erfuhr er dasselbe Erlebniß wie seine Zeit. Er ist groß geworden mit einer Generation, die auf allen Gebieten des Lebens und Denkens aus dem Idealismus der Jahrhundertwende in einen steigenden Realismus hinüberstrebte; und er ist für Deutschland schließlich zum größten Vertreter, zum Führer dieser Bewegung geworden, die doch ihrerseits so alt war wie er selber. Er hat sie in der staatlichen Welt zum Siege geleitet und sie auf diesem und auf jedem Gebiete unendlich verstärkt, er hat ihr Wesen in sich am schroffsten und größten durchgebildet und so auch auf ihr Inneres gewaltig und ganz persönlich zurückgewirkt. Er ist der Gipfel dieser allgemeinen Erhebung. Die Abneigung gegen alles Abstracte, man möchte sagen, gegen die einst allmächtige Philosophie, ist in ihm zu Fleisch und Blut geworden: heute, wo jener Strömung eine kräftige Gegenströmung zu erwachsen beginnt, richtet sich diese naturgemäß auch gegen ihn, und auch nach seinem Tode bleibt er noch immer der lebendigste und der streitbarste Vorkämpfer der Geistesart, die mit ihm triumphirte. Auf diesem Gebiete, dem des Realismus, vor Allem liegt ja jene Erziehungsarbeit, die er geleistet hat und immer wieder leistet. Auch alle neuen Tendenzen, auch die, die ihn bekämpfen, stehen unter dem Einflusse seiner Unterweisung: hier gehen er und die eine große Kraft seines Jahrhunderts innig zusammen.

Und noch andere unter den allgemeinen Gewalten dieses Jahrhunderts bleiben für uns mit seiner Gestalt verbunden, in seiner Gestalt verkörpert: die Gewalten, zu denen er selber sich so laut bekannte, neben dem Christenthume Monarchie und Staatsgesinnung, Preußenthum und Deutschthum. Sein Name ist der Ausdruck und das Symbol dieser Gedanken, er hat sie getragen und unermeßlich verstärkt. Das steht über allem Zweifel: er hat, der Eine, Unzähligen hier die Richtung gewiesen, ihnen ihr ganzes Empfinden und Denken bestimmt, geklärt, befruchtet; als historische Kraft steht seine Persönlichkeit, wie eine eigene Großmacht, neben jenen ideellen Grundmächten unseres Daseins. Daß er alle diese Ideale vertheidigt hat, lehren die Thatsachen; zweifelhaft kann wieder nur sein, ob er selber sie ebenso empfunden hat wie die überwiegende Mehrzahl seiner Anhänger: nämlich als Ideale, als absolute Gewalten, die auch das innerste Gefühl des Einzelnen grundsätzlich, begeisternd erfüllen und beherrschen.

Das Christenthum, von dem ich soeben schon sprach, hat er selbst als solch eine absolute Gewalt ausdrücklich für sich anerkannt. Er ordnet es allen anderen über, er leitet seinen Royalismus gelegentlich (28. Sept. 1870, Busch I, 247) aus dieser und nur dieser Quelle ab, er erklärt das Pflichtgefühl, das Staatsgefühl ungläubiger Menschen als einen verwandelten Rest des väterlichen Gottesglaubens.

Wie aber steht es mit seinem Monarchismus? Die Frage ist durch die Veröffentlichungen dieses Jahres wieder lebhaft aufgeregt worden, und ich selber habe sie anderwärts (s. o. S. 149, 2) behandelt. Hier nur ein kurzes Wort. Daß Bismarck einmal in warmem Gefühle Monarchist gewesen ist, haben wir (unter V) gesehen; daß er dann mit seinen Königen gerungen und sich seinem alten Herrn gegenüber, durch mancherlei Krisen hindurch, in persönlicher Liebe ein reines und volles Verhältniß ausgestaltet hat, ebenfalls. Die Kämpfe treten uns heute ganz besonders lebhaft vor das Auge; sie haben sich nach 1888 erneuert und verschärft. Bismarck selber hat damals in den Denkwürdigkeiten (II, 291) drei Stufen monarchischer Gesinnung unterschieden. „Ein gewisses Maß der Hingebung wird durch die Gesetze bestimmt, ein größeres durch politische Ueberzeugung; wo es darüber hinaus geht, bedarf es eines persönlichen Gefühls von Gegenseitigkeit ..." Für sich selber hat er, als „principielle" Grundlage der ganz persönlichen „Treue", die ihn mit Wilhelm I. verknüpft hat, doch einen „überzeugungstreuen Royalismus" in Anspruch genommen. Royalistisch gewirkt hat er, bei aller Opposition und all der Schärfe, die diese bei ihm nun einmal von Natur wegen immer an sich trug, sogar nach 1890. Das Wahrzeichen monarchistischer Ueberzeugungen ist er, auch hier wieder, geblieben. Sein persönliches Empfinden allerdings ist auf diesem Gebiete, welches das seiner praktischen

Thätigkeit nächste und zugleich immer das persönlich schwierigste gewesen war, von starken Gegensätzen beeinflußt worden. Er ist sich immer seiner persönlichen und sachlichen Ueberlegenheit bewußt gewesen; er hat Widerstände und Einflüsse bekämpfen müssen, die ihm unberechtigt erschienen; der unvermeidliche Widerspruch zwischen Geburt und Genius wurde ihm bitter fühlbar und hat ihn zu leidenschaftlichen Ausbrüchen getrieben. „Ja, wenn man (selber) Landgraf wäre!" (Busch I, 473). Der naive Glaube an die Monarchie hat sich da freilich nicht in ihm behauptet; dazu sah er die Dinge zu persönlich vor sich. Und von rückhaltlosem, theoretischem Legitimismus wird man bei Bismarck wohl für keine Periode seines Lebens, sicherlich für keine Periode seiner activen Staatsmannschaft sprechen können. Dennoch scheint mir aus Vielem hervorzugehen, daß er die monarchischen Schlagworte, die er natürlich manches Mal tactisch ausnutzte und nach dem Bedürfnisse des politischen Kampfes zuspitzte, doch keineswegs nur als Schlachtruf, als Machtmittel verwendet hat, sondern daß es ihm tiefes Seelenbedürfniß war, ganz königlich, ganz Hohenzollerisch sein zu können. Es ist da außerordentlich schwer, die feinen Nuancen von Absicht und Absichtslosigkeit in seinen Aeußerungen zu treffen. Aber das sieht man, indem er etwa mit Busch redet, wie es ihm lieb war, sich in den achtziger Jahren so ganz rückhaltlos königlich oder kaiserlich äußern zu dürfen: wenn er da

immer wieder hervorhebt, daß er sich seinen Herrschern zum Dienste bis auf das Letzte verpflichtet fühlt; wenn er (16. November 1881, III, 57) die Reihe aufstellt, daß er erst Royalist, dann Preuße und Deutscher sei — vor einem Hörer, auf den er immerhin wirken wollte, dem er aber doch auch seine zornigen Wallungen, so oft er dem Herrscher grollte, mit aller Rückhaltlosigkeit mitgetheilt hat. Ich habe den Eindruck, daß ihm das preußische Königthum doch mehr als bloß „die gesundeste und kraftvollste Lebensmacht seiner Umwelt" war. Wäre es im Absterben gewesen, so hätte er sich vielleicht von ihm loszulösen vermocht; thatsächlich aber war es zwar die feste Gewalt, mit der er rechnen und von der aus er handeln mußte, aber sein Herz haftete doch auch ganz innerlich daran, und sein Bewußtsein, das die für ihn entscheidenden Dinge sonst so gerne einfach sah, kam eben deshalb gerade hier niemals ganz aus der inneren Gespaltenheit heraus: hier war eben der Boden, in dem die Wurzeln seines Wesens, seines Gefühlslebens steckten.

Ich habe [1]) nachzuweisen gesucht, daß auch das Preußenthum in aller seiner historischen Besonderheit stets der Grundton von Bismarcks Art geblieben ist, auch seit den Zeiten seines Eintrittes in ein bewußtes Deutschthum. Daß er dabei Deutscher geworden ist, diese Wandlung wird

---

[1]) In dem Gedächtnißbuche 146, 171.

Niemand bestreiten und Niemand in ihrer Bedeutung verkleinern wollen. Uns bleibt er die menschgewordene Nation. Auch in seinem nationalen Denken, meint Meinecke, sei keine Spur von Doctrin und Theorie gewesen, „nur Lebensmacht und Lebensbeobachtung". Ich wage sein Gefühl in dieser Hinsicht nicht zu bestimmen, vielleicht vermögen es die, die ihm nahe standen. Doctrinär oder sentimental wird auch die nationale Gesinnung in ihm natürlich nicht gewesen sein; aber sollte sie nicht doch sein persönliches Empfinden mit steigender Wärme durchdrungen haben? Er lebte und webte doch in der Schöpfung, die er vollendet hatte; man vermag es sich nicht anders zu denken, als daß sie in seine Ueberzeugungen, in sein ganzes Wesen eingegangen ist.

So kehren, scheint mir, auch in seinem Leben, dem äußeren und auch dem inneren, die allgemeinen Mächte seines Zeitalters, deren für ihn wichtigste wir überschauten, wieder, wenngleich in verschiedener Stärke und Weise. Aus manchen ist er herausgewachsen, andere hielt er in sich fest. Die Eigenart seiner Stellung liegt doch wohl vornehmlich, mehr als in seiner Auffassungsweise, in der Größe seiner Individualität und in der Art seines Berufes begründet. Bismarck hat öfter versichert, daß es für sein Streben immer nur Einen Leitstern gegeben habe: das Wohl der Gesammtheit. Da hat sein eigentliches „Ideal", seine „Ueberzeugung" gelegen; ihr hat er alle anderen, engeren

Gefühle und Rücksichten schließlich ein- und untergeordnet. Er aber hatte nicht über und für diese Gesammtheit zu denken, sondern für sie zu handeln; er war Praktiker: in der Macht, die er zu handhaben hatte, in der staatlichen Macht stellte sich ihm das Gesammtinteresse dar. Und Er hatte sie zu handhaben, nur Er konnte es: er setzt sich selbst und die Gesammtheit, sich selbst und die Sache gleich. Das thun ja alle großen und schöpferischen Menschen; sie vermögen bei sich selber Person und Aufgabe nicht zu trennen; und der Historiker weiß niemals genau zu sagen, was ihrem Wirken den stärkeren Antrieb gibt, das Gebot der Aufgabe, die sie erkennen und ergreifen, oder das Gebot der persönlichen genialen Kraft, die ihre Bethätigung fordert. In Bismarck war beides riesengroß. Die Welt, in der er lebte, war so fest gefügt, daß es für ihn von vornherein selbstverständlich war, daß er seine Kraft nur im Dienste ihrer allgemeinen Gewalten bethätigen konnte, nie im eigenen Dienste; und er hat, mit Bewußtsein, jenen gedient. Aber indem er das that, hat er zugleich geherrscht: er hat keine Möglichkeit eines Auseinanderfalles seiner Bestrebungen und Wünsche und des Gesammtwohles anerkannt. Er haßte die Gegner seiner Krone, seines Staates, seines Volkes mit persönlichem Ingrimm, und er verurtheilte wiederum die Gegner seiner Pläne und seiner Person als Feinde des Ganzen. Mit klarem Bewußtsein von seiner Einzigartigkeit und seinem persönlichen Rechte, und doch mit elemen-

tarer Selbstverständlichkeit, mit einer Art grandioser Naivität vollzieht er jene Gleichsetzung; sie erfüllt ihn durchaus. Deshalb ist auch der Ausdruck seines Martyriums im Dienste des öffentlichen Wohles, wie es sein Buch schildert, und der Eindruck dieser Schilderung auf uns so vollkommen echt und so hinreißend. Nur der Genius vermag in Ehrlichkeit so zu empfinden und die Welt von seiner Empfindung zu überzeugen. Es ist eben die Größe, wie sie so hoch über dem Mittelmaße dahinschreitet, die uns naiv erscheint; Naivität hat Heinrich von Treitschke so oft als das Kennzeichen des wahren Genius gefeiert. Sie deutet freilich, wann und wo sie immer auftritt, zugleich aus der Complicirtheit unseres Seelenlebens in das Elementare früherer Jahrhunderte hinauf. Und wie wir ihn vor Augen haben, in seiner Arbeit und in seinem Hause, in der täglichen Welt, der seine tiefste Liebe gehörte, in seinem Verkehr mit Weib und Kind, mit Feld und Wald, in seiner schlichten Naturfreude und seiner unermeßlichen Vertrautheit mit allem Wirklichen und Greifbaren; und daneben in seinem Zorne und seiner Schroffheit, der dahinbrausenden Kraft seines gewaltigen Temperamentes — so fühlen wir in ihm den ewig germanischen Zug, wie er auf seinem theuren, niedersächsischen Boden, den er so oft gepriesen hat, die Großen der alten Tage beseelte; so mag man wohl die ungebändigte Naturgewalt der Shakespeareschen Helden, die Schlichtheit und die Höhe Martin Luthers in ihm

wiederfinden; und so hat man die Reihe dieser Ahnen seines Wesens durch den Streit und Stolz unserer Kaiserzeiten bis auf Karl den Großen, ja bis zu den Gestalten unserer alten Volkssage hinauf verfolgt[1]).

Aber ist es deshalb wahr, daß seine Gestalt in unserem Jahrhundert einzigartig und vereinzelt wäre? Die Züge unserer im intensiven Sinne modernen, geistigen Cultur trägt sie nicht, das ist wahr, und es ist fruchtbar, wenn man dies betont. Aber ist denn diese Cultur allein bezeichnend für unsere Zeit? Ist denn das Complicirte, Theoretisch-Bewußte allein modern? Die Männer des praktischen Lebens werden zu einem überwiegend großen Theile, denke ich mir, in Bismarcks Anschauungsweisen ihr eigenes Fleisch und Blut erkennen, nur gesteigert in das Geniale; und ich habe darauf hingewiesen, wie sehr der Aufstieg zu einem neuen Realismus eine der leitenden Bewegungen gerade unseres Jahrhunderts gewesen ist. Allen denen, die diese mächtige Bewegung so breiter Lebensgebiete trägt, gehört Bismarck innerlich zu. Freilich, noch mehr als alle Anderen werden im Besonderen die Standesgenossen des großen Landedelmanns in seiner Art sich wiederfinden; oder wenigstens: der

[1]) Ich habe hier auf das rein Persönliche, auf sein tägliches Leben, nur eben hindeuten dürfen: ich unterlasse nicht, zu den älteren Zeugnissen aus diesem Gebiete die neuen des letzten Bismarck-Jahrbuches (VI, 3 und 4) anzuführen: die liebenswürdigen Briefe des Fürsten an seinen Sohn Herbert.

objective Beobachter wird in ihnen, im Landadel die Brücke finden, durch die das eingeborene Wesen dieses Einzelnen mit der Gesammtheit seines Zeitalters am Deutlichsten zusammenhing. Gewiß, der Entwicklung unserer neueren, geistigen und socialen Cultur steht dieser Stand mit einer Fülle alter geschichtlicher Reste gegenüber; das Alte ist im Landadel und ist in seinem größten Sohne stark geblieben: allein dieses Alte haftet zum guten Theile am Boden, in den natürlichen Bedingungen des ländlichen Lebens, die dem Landbewohner gewisse Eigenthümlichkeiten und, sagen wir es nur, auch kostbare Vorzüge früherer Epochen erhalten haben und wohl auch künftig erhalten werden.

Auch da also findet sich Bismarck, so überraschend er uns in Vielem berühren mag, im Zusammenhange eines Standes, breiter, allgemeiner, noch heute lebendiger Erscheinungen. Er ragt persönlich aus diesem Stande hoch heraus. Ist aber der elementare, untheoretische Zug, den wir an ihm beobachtet haben, und der uns in dieser Stärke an ihm als ein Stück alter Zeiten anmuthen möchte, unter den Großen nur ihm eigen gewesen? Oder ist er nicht am Ende, wie die heroische Naivität, das Erbe jedes Großen, zumal jedes stärksten politischen Genius, auch heute und auch in Zukunft? Hat nicht auch in Männern wie Friedrich II. und Cavour, den Aufgeklärten und Theoretikern, die Wucht der angeborenen Kraft und der praktischen Aufgabe alle Theorie gesprengt, sobald sie handeln

und kämpfen mußten? Sind nicht auch da vor der herben Wirklichkeit des Staates und der Macht alle Ueberzeugungen, alle Doctrinen, alle Feinheiten des modernen Bewußtseins einfach zu Boden gefallen? Sollte nicht das ganz Thatsächliche, das ungetheilt Persönliche, d. h. also ein rücksichtsloser Naturalismus der Anschauung, der That und der Selbstdurchsetzung, bei den starken handelnden Menschen immer, in jeglicher Epoche, mächtiger sein und allezeit mächtiger bleiben als das Allgemeine, das Principielle? —

Die „Gedanken und Erinnerungen" haben uns weit hinausgeführt. Und wenn in diesen Betrachtungen neben dem scharf Besonderen an ihm zumal das hervorgehoben worden ist, was Otto von Bismarck mit seinen Zeitgenossen, mit uns gemeinsam ist, so wird das natürliche Gefühl sehr Vieler geneigt sein, das Gemeinsame noch weit voller und rückhaltloser zu empfinden und Bismarck noch viel unmittelbarer für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Die wissenschaftliche Reflexion, das wiederhole ich, maßt sich nicht an, hier schon heute alle Fragen zu ergreifen oder gar rund zu lösen. Es ist ihr Recht und ihre Pflicht, sie zu erörtern; wo immer wir dem Gewaltigen tiefer nachfragen, da zeigt er uns packende Räthsel; wie wenige der großen geschichtlichen Gestalten reizt er den psychologischen, den künstlerischen Trieb — für jetzt und stets einer der vornehmsten Gegenstände der Forschung und der Speculation. Dem Verstorbenen hätte solche Unter-

suchung schwerlich zugesagt. Und auch uns, die wir ihn so befragen und an ihm deuten, bleibt der große Schatten unverrückt und unverkleinert über unsere Welt gebreitet. Wie immer er, da er lebte, deren Kräfte und Aufgaben in seinem tiefsten Innern angesehen und empfunden haben mag — das ist gewiß, daß sie ihrerseits zu ihm in tausendfältigen engen Beziehungen verharrt, daß er ihr lebendig und gegenwärtig bleibt als Inbegriff einer Epoche, einer Weltanschauung, eines unsterblichen Ideals. Alles Neue muß sich mit ihm auseinandersetzen; auch die bereits berufen sich auf ihn, deren Sehnsucht über das von ihm Geschaffene, über die Schranken seines Reiches in National- oder Weltpolitik hinausdrängt, und man kann es ihnen nicht verbieten. So ist auch Martin Luther nicht nur geblieben, was er unmittelbar und zu seinen Zeiten war, sondern er ist zugleich ein Quell unendlicher Weiterentwicklung geworden, fortwirkend, selber stets erneuert und stets wachsend durch die Jahrhunderte hin. Wir suchen in Fürst Bismarck die Begrenztheit des Zeitlichen und Persönlichen mit unterscheidender Erkenntniß zu bestimmen: und fühlen doch in ehrfurchtsvollem Schauer um seine Gestalt den Hauch des Weltgeschichtlichen, des menschlich Ewigen wehen.

Register*).

I.

*) Ich füge, einem Wunsche der Herren Verleger folgend, dieses Register gern bei: es wird, während meine Abhandlung sich im Wesentlichen an den Gang der Bismarckischen Darstellung hält, eine systematischere Uebersicht über den Inhalt des Bändchens ermöglichen und manche der wichtigeren Einzelheiten leichter auffindbar machen.

II. Bismarck

III. Die Gedanken und Erinnerungen.

Nachtrag zu S. 11 Anm.

Einer mündlichen Mittheilung Hans Delbrücks entnehme ich, daß über die Entlassung Buschs im Jahre 1873 und den von ihm dabei auf Bismarck geübten Druck inzwischen neue und für Busch nachtheilige Zeugnisse hervorgetreten sind, die ja wohl auch an die Oeffentlichkeit gelangen werden; erst sie werden die Frage spruchreif machen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

